

Anlass der Ausstellung

Schafe für die Ewigkeit? Schafe werden ja maximal zwanzig Jahre alt. Man beginnt zu rätseln. Der Untertitel «Handschriften und ihre Herstellung» bringt Klärung. Viele mittelalterliche Texte wurden auf Pergament, auf speziell bearbeitete Häute von Schafen, Kälbern und Ziegen geschrieben. Pergament hat eine wesentlich längere Lebensdauer als Papier; Handschriften, die vor mehr als 1100 Jahren hergestellt wurden, sind heute noch hervorragend erhalten.

Für einmal verlässt die Stiftsbibliothek in ihrer Jahresausstellung die inhaltliche Ebene und wendet sich hauptsächlich der Buchherstellung und den verwendeten Materialien zu. Pergamente in all ihren verschiedenen Qualitäten und Erscheinungsformen werden vorgestellt, aber auch von anderen Beschreibstoffen wie Papyrus, Papier oder Wachs ist die Rede.

Zur langen Lebensdauer von Handschriften trägt in erheblichem Masse ein stabiler Einband bei. Eine Vitrine widmet sich Einbänden, vom Gebrauchseinband der Karolingerzeit bis zum reich geschmückten Prachteinband mit Elfenbein, Gold und Edelsteinen oder Email.

Ein Stück Ewigkeit erhalten Handschriften auch durch ihren Buchschmuck. Bandbreite und Qualität der Illuminierung sind gross: Miniaturen, Randbordüren, Federzeichnungen und besonders die in St. Gallen auf hohem Niveau gepflegte Initialmalerei. Die Ausstellung sieht überdies Mönchen beim Schreiben zu: Bilder zeigen sie am Werk. Sie schreiben ihre Feder ein, geben in Sprüchen ihren Empfindungen Ausdruck, meist über die Mühsal ihrer Arbeit, und drohen schon mal einem potentiellen Dieb mit Verwünschungen in Versform.



STIFTSBIBLIOTHEK ST.GALLEN

sg.
kath.
ch

WELTKULTURERBE
STIFTSBEZIRK ST.GALLEN

katholischer
konfessionsteil
des kantons
st.gallen

ISBN 978-3-905906-09-7

SCHAFE FÜR DIE EWIGKEIT

Schafe für die Ewigkeit

Handschriften und ihre Herstellung



Federzeichnung von hoher Qualität auf einer leeren Seite am Ende einer Abschrift der «*Institutiones saecularium litterarum*» des Cassiodor, geschaffen von einem St. Galler Mönch zwischen 870 und 890. Ein Kriegermann mit Schild und Lanze besteigt einen Hügel. Diese Zeichnung war möglicherweise ein Entwurf für eine nicht ausgeführte Illustration zu Beginn von Psalm 71 im Goldenen Psalter von St. Gallen. Dort blieb Platz für eine Illustration offen. St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 855, S. 350.

Abbildung Umschlagseite vorn: Springendes Tier. (Vergrösserte) Federzeichnung eines Mönchs auf der Federprobenseite einer Abschrift der «*Pseudo-Klementinen*» aus der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts. St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 86, S. 5 (siehe 4. Vitrine).

Schafe für die Ewigkeit

Schafe für die Ewigkeit

Handschriften und ihre Herstellung

Katalog zur Jahresausstellung in der Stiftsbibliothek St. Gallen
(1. Dezember 2013 bis 9. November 2014)

Am Katalog beteiligte Autoren:

Franziska Schnoor (F. S.)

Karl Schmuki (K. S.)

Doris Oltrogge, Robert Fuchs (Köln)

© 2013 Verlag am Klosterhof, St. Gallen

Gestaltung und Satz: Atelier Hans-Peter Kaeser, St. Gallen

Druck und Ausrüstung: Ostschweiz Druck Kronbühl

Bestelladresse: Stiftsbibliothek St. Gallen, Postfach, CH-9004 St. Gallen

stibi@stibi.ch; www.stiftsbibliothek.ch

ISBN 978-3-905906-09-7

Inhalt

Einführung (F. S., K. S.)	7
1. VITRINE	11
Pergamentqualitäten: Prachthandschriften – Gebrauchshandschriften (F. S.)	
2. VITRINE	21
Besondere Pergamente (K. S.)	
3. VITRINE	33
Weitere Beschreibstoffe (F. S.)	
4. VITRINE	43
Schreiber in Wort und Bild (F. S., K. S.)	
5. VITRINE	71
Die Ausstattung der Handschriften durch Buchschmuck: Initialen – Miniaturen – Federzeichnungen – Bordüren (K. S., F. S.)	
Mit einem Beitrag von Doris Oltrogge und Robert Fuchs: Mit Feder, Pinsel, Gold und Farben – die Techniken der St. Galler Buchmaler	76
6. VITRINE	86
Handschrifteneinbände: Der Prachteinband – der Gebrauchseinband (K. S.)	
7. VITRINE	101
Der karolingische Klosterplan von St. Gallen (K. S.)	
8. VITRINE	105
Mittelalterliche Kostbarkeiten aus der Handschriftensammlung der Stiftsbibliothek St. Gallen (K. S., F. S.)	
LAPIDARIUMSVITRINEN	119
Materialien für die Herstellung von Handschriften (F. S.) Vom Schaf zum Buch – die Herstellung einer Pergamenthandschrift (F. S.)	
Anhang	
Literaturhinweise	132
Ausgestellte Handschriften	142
Ausgestellter Druck	142
Weitere abgebildete Handschriften	142
Weitere zitierte Handschriften	142

Einführung

Die wohl häufigsten Fragen während Führungen in der Stiftsbibliothek sind: «Worauf ist dieses Buch geschrieben worden?» und «Womit hat man im Mittelalter geschrieben und gemalt?» Solche Fragen können den Führer oder die Führerin manchmal aus dem Konzept bringen, wenn er oder sie gerade versucht, den Unterschied zwischen Vetus-Latina- und Vulgata-Fassung der Bibel zu erläutern, doch eigentlich sind sie eine willkommene Gelegenheit, die inhaltliche Ebene zu verlassen und von den handgreiflichen Aspekten der ausgestellten Codices zu sprechen. Warum also nicht einmal eine Ausstellung, in der es weniger um den Inhalt der Handschriften geht als um ihr Äusseres, in der Fragen zur Herstellung von Handschriften thematisiert und – soweit das möglich ist – beantwortet werden?

Die diesjährige Ausstellung der Stiftsbibliothek St. Gallen steht unter dem Motto «Schafe für die Ewigkeit. Handschriften und ihre Herstellung». Die vier Elemente dieses Titels sollen nun einzeln betrachtet werden.

1. Schafe

Empfindsame Tierliebhaber mögen die nächsten Zeilen überspringen. Die harte Wahrheit ist: Für die Handschriften, die in der Stiftsbibliothek St. Gallen aufbewahrt werden, haben unzählige Tiere ihr Leben lassen müssen. Bis ins 13. Jahrhundert sind fast alle Handschriften auf Pergament geschrieben worden – und Pergament ist Tierhaut: die Haut von Schafen, Kälbern und Ziegen.

Allein für die 20 kg schwere und 840 Seiten starke Alkuin-Bibel (Cod. Sang. 75), die in der letzten Ausstellung («Im Anfang war das Wort. Die Bibel im Kloster St. Gallen») zu sehen war, wurden die Häute von 210 Schafen benötigt. Nun ist die Alkuin-Bibel ein besonderer Fall, denn ihre Seiten sind ausserordentlich gross. Aber auch für eine Handschrift durchschnittlichen Umfangs (300 Seiten) und mittleren Formats («Oktavformat») brauchte man schon zwanzig bis dreissig Schafe.

Die erste Vitrine widmet sich dem Pergament in Buchform – als Prachthandschrift, mit verschwenderisch breiten Rändern und in grossen Lettern beschrieben, oder als Gebrauchshandschrift, in kleinem Format, der Platz bis zum Äussersten ausgenutzt. Auch die fast unvermeidlichen Löcher, die an schadhafte Stellen der Tierhaut bei der Pergamentherstellung entstehen, dürfen hier nicht fehlen. Mit welcher Liebe und Sorgfalt diese Löcher manchmal geflickt oder gar mit feiner Stickerei geschlossen wurden, wird ebenfalls an zwei Exponaten gezeigt.

Pergament in besonderen Erscheinungsformen ist in der zweiten Vitrine zu sehen. Pergament kann auch als Rolle daherkommen, es kann abgeschabt und wiederbeschrieben werden («Recycling» im frühen Mittelalter). Es kann auch zur Verstärkung von Bucheinbänden dienen, und wenn solche Pergamentblätter beispielsweise von der Innenseite eines Buchdeckels wieder abgelöst werden, bleiben mitunter Abklatsche der Schrift auf dem Holz des Buchdeckels zurück – natürlich spiegelverkehrt.

Schafe, Kälber und Ziegen konnten ab dem 14. Jahrhundert nach und nach aufatmen. Zumindest für die Buchherstellung wurden sie nicht mehr so häufig gebraucht, denn das Papier verdrängte den teureren Beschreibstoff Pergament. In China erfunden, breitete sich Papier ab dem 8. Jahrhundert nach Westen aus. Die Kunst der Papierherstellung gelangte über den arabischen Raum zunächst nach Spanien, um über diesen «Umweg» wieder nach Osten vorzudringen und sich in ganz Europa auszubreiten. Dem Papier und zwei weiteren Beschreibstoffen, dem Papyrus und der Wachstafel, widmet sich die dritte Vitrine.

2. *Ewigkeit*

5¹/₄"-Floppy Disk, 3¹/₂"-Diskette, CD-ROM, DVD: In den letzten rund dreissig Jahren sind diese verschiedenen Formate von Datenträgern auf den Markt gekommen und teilweise schon längst wieder verschwunden. Welcher Computer hat heute noch ein Diskettenlaufwerk? Selbst ein DVD-Laufwerk ist keineswegs mehr eine Selbstverständlichkeit. Verglichen mit diesen digitalen Datenträgern ist Pergament ein enorm langlebiger Beschreibstoff. Übertroffen wird es in dieser Hinsicht wohl nur von Stein mit gemeisselten Inschriften – nur kann Stein in Sachen Handlichkeit bei weitem nicht mit Pergament mithalten. Die ältesten Handschriftenfragmente in der Stiftsbibliothek St. Gallen stammen aus der Zeit um 400 n. Chr., sind also gut 1600 Jahre alt. Und auf nicht wenigen dieser Pergamentblätter ist die Schrift heute noch so klar wie am ersten Tag. Mit guter Pflege und sorgfältiger Handhabung werden die Pergamenthandschriften auch noch die nächsten 1000 Jahre gut überstehen – was man von digital gespeicherten Daten, aber auch den meisten heute gedruckten Büchern wohl nicht sagen kann.

Zur langen Lebensdauer von Pergamenthandschriften trägt in erheblichem Masse auch ein stabiler Einband bei. Solange Texte nur auf einzelnen Pergamentblättern oder in kleinen Heften aus mehreren gefalteten Doppelblättern aufgeschrieben waren, war die Gefahr gross, dass sie verlorengingen oder beschädigt wurden. Wurden die Hefte – Lagen genannt – aber zusammengebunden und mit einem Umschlag oder, noch besser, mit einem festen Einband mit lederüberzogenen Holzdeckeln versehen, waren sie vor Verlust und Beschädigung weitgehend geschützt. Vitrine 6 zeigt einige Arten solcher Einbände, die das Überleben der Handschriften sichern – vom Alltagseinband (Kopert) bis hin zum mit Gold, Elfenbein und Edelsteinen geschmückten Einband, bei dem die Ewigkeit des Himmels schon auf Erden vorweggenommen wurde.

Ein Stück Ewigkeit bekommen Handschriften auch durch ihre Illuminierung. Verschiedene Formen der Verzierung – Initialen, Federzeichnungen, Miniaturen und prachtvolle Bordüren – sind in Vitrine 5 zu sehen.

3. *Handschriften*

Man muss sich immer wieder vor Augen halten, dass bis zur Erfindung des Buchdrucks jedes Buch von Hand geschrieben werden musste. Eine wichtige Rolle bei der Verbreitung von Büchern im Mittelalter spielten die Klöster mit ihren Skriptorien. Dort arbeiteten gebildete Mönche oder Nonnen, kopierten Texte oder

schrieben eigene Werke nieder. Schreiben war für die Mönche und Nonnen eine Art des Gottesdienstes. Eine Legende berichtet von einem Schreiber, dessen Sünden nach seinem Tod gegen die Anzahl der Buchstaben, die er im Laufe seines Lebens abgeschrieben hatte, aufgewogen wurden. Die Buchstaben überwogen um einen einzigen, und der Schreiber durfte noch einmal auf die Erde zurückkehren und seine Sünden wiedergutmachen.

Schreiben war also eine hochangesehene Tätigkeit, aber auch eine mühsame. Von den Qualen des Schreibens zeugen Schreibersprüche, die sich auf den Rändern mancher mittelalterlichen Buchseite finden. Von zu dünner Tinte, schlechtem Pergament, Schmerzen in der Hand oder Kälte ist da die Rede. Und manchmal beendet ein Schreiber sein Werk mit einem Stosseufzer der Dankbarkeit, dass die Arbeit endlich geschafft ist.

Auf den ersten und letzten Seiten von Handschriften finden sich häufig weitere Eintragungen mittelalterlicher Schreiber – manchmal nur Kritzeleien, manchmal ganze Verse, mit denen eine neu zugeschnittene Feder eingeschrieben und erprobt wurde.

Federproben und Schreibersprüche – die Elemente, in denen der Schreiber am ehesten als Individuum greifbar wird – sind in Vitrine 4 ausgestellt. Ergänzt werden sie durch Schreiberbilder aus Handschriften und Diebsverwünschungen: War die kostbare Handschrift einmal fertiggestellt, so sollte sie tunlichst nicht entwendet werden. Die St. Galler Schreiber werden dabei manchmal sehr konkret und drohen einem Dieb mit der Krätze, einem Buckel, Geisselhieben oder der Pest.

4. Herstellung

Alle Exponate illustrieren auf ihre je eigene Weise verschiedene Schritte der Handschriftenherstellung. Zusätzlich werden die verschiedenen Arbeitsschritte im Katalog anhand einer Abbildung aus einer Bamberger Handschrift beschrieben. Ergänzend sind im Lapidarium im Untergeschoss der Stiftsbibliothek vier Vitrinen aufgestellt, in denen wichtige Utensilien für die Pergamentbearbeitung und das Schreiben zu sehen sind: Wachstafeln und Griffel, Federn in verschiedenen Stadien des Zuschnitts, Bimsstein und Federmesser, ein Tintenhorn, Tinte und ihre Bestandteile, mineralische und pflanzliche Pigmente für die Buchmalerei. Auch ein auf einen Rahmen gespanntes Pergament und das «Schaf für die Ewigkeit» beim Eingang der Bibliothek lassen das Ausstellungsthema anschaulich und im wahren Wortsinn greifbar werden. Und im Rahmen der Museumsnacht 2014 wird so manches praktisch vorgeführt werden – Mitmachen ist dann nicht nur erlaubt, sondern erwünscht.

Es ist eine glückliche Fügung, dass Doris Oltrogge und Robert Fuchs vom Labor für zerstörungsfreie Analyse von Kunstwerken in Köln ausgerechnet im Sommer 2013 nach St. Gallen kamen, um einige Handschriften der Stiftsbibliothek zu untersuchen. Freundlicherweise erklärten sie sich bereit, auch zwei der auszustellenden Codices zu analysieren. Ihre Erkenntnisse über die im Folchart-Psalter (Cod. Sang. 23) und im Sakramentar Cod. Sang. 341 verwendeten Farben sind hier erstmals abgedruckt (S. 76–81).

Viele Personen haben im Hintergrund an der Ausstellung und dem Katalog mitgewirkt. Ihnen allen sei an dieser Stelle ganz herzlich gedankt: Klaus-Peter Schaeffel für die Exponate der Lapidariumsvitrinen; Joseph Fritsche für das aufgespannte Pergament; Martin Strebel für einen aufschlussreichen Einführungskurs in mittelalterliche Buchbindetechniken; ihnen und Philipp Lenz für fachliche Beratung und kritische Durchsicht einzelner Texte; Doris Oltrogge und Robert Fuchs für ihren Beitrag über die Techniken der St. Galler Buchmaler; Silvio Frigg und Cornel Dora für ihre Ideen zum Titel und Plakat der Ausstellung; der Staatsbibliothek Bamberg für die Erlaubnis, die berühmte Federzeichnung mit den Arbeitsschritten bei der Herstellung einer Handschrift abzdrukken; Urs Baumann für zahlreiche Neuaufnahmen von Exponaten; Ruedi Widmer fürs Einrichten der Vitrinen in Barocksaal und Lapidarium; vor allem aber Hans-Peter Kaeser für die Gestaltung von Katalog, Plakat und Flyer und seine Geduld mit den Autoren des Katalogs.

Pergamentqualitäten: Prachthandschriften – Gebrauchshandschriften

Der im Früh- und Hochmittelalter am weitesten verbreitete Beschreibstoff ist Pergament. Dieses wird aus der Haut von Schafen, Ziegen oder Kälbern gewonnen (zur Herstellung vgl. unten, S. 123–124). Im 4. Jahrhundert setzte sich Pergament als Beschreibstoff gegenüber Papyrus durch. Mit dem Wechsel des Materials ging auch ein Wechsel in der Buchform einher: Während Papyrus üblicherweise zu Rollen zusammengefügt wurde, band man Pergament in der Regel in Codexform zusammen. Das Wort *Codex* (bzw. in der älteren lateinischen Form *caudex*) bedeutet eigentlich «Baumstamm». Es stand ursprünglich für die mit Wachs überzogenen Holztafeln, auf denen geschrieben wurde und die oft zu kleinen Heften aus mehreren Tafeln zusammengestellt wurden. Dementsprechend bezeichnet *Codex* die aus mehreren Lagen gefalteter Pergamentdoppelblätter gebundene Handschrift.

Pergament kann von sehr unterschiedlicher Qualität sein. Als Beispiel für eine kostbare Prachthandschrift ist ein Messkanon aus dem 16. Jahrhundert ausgestellt (Cod. Sang. 369). Nicht nur die prächtige Illuminierung dieser liturgischen Handschrift sticht heraus, sondern auch die gleichmässig hohe Qualität des hellen Pergaments. Um solche makellosen, recht grossformatigen Pergamentblätter herzustellen, mussten die «Filetstücke» bester Häute verarbeitet werden. Breite Ränder blieben frei, und der Text wurde geradezu verschwenderisch gross geschrieben.

Ganz anders eine Handschrift für den Schulgebrauch mit Kommentaren zu Werken des Horaz und den Satiren des Persius (Cod. Sang. 868): Dort weisen die Seiten deutliche Gebrauchsspuren auf, die Ränder sind weniger gleichmässig, das Pergament hat mehr Fehlstellen und ist bis zum Äussersten ausgenutzt – das typische Erscheinungsbild einer schulischen Gebrauchshandschrift. Auch der sog. *Vocabularius sancti Galli* (Vitrine 8, S. 107), fällt in diese Kategorie der Gebrauchshandschriften; er ist auf noch deutlich schlechterem Pergament geschrieben als Cod. Sang. 868.

Löcher oder Risse im Pergament liessen sich nicht immer vermeiden. Manchmal wurde einfach um sie herum geschrieben, manchmal versuchte man, die Schadstellen zu flicken oder sogar genau eingepasste Pergamentstücke in die Löcher einzunähen. Ausgestellt sind im Wechsel ein Codex, dessen Löcher mit präzise zugeschnittenen Pergamentstücken geflickt sind (Cod. Sang. 230), und eine Handschrift mit besonders sorgsam genähten, teilweise gestickten Löchern (Cod. Sang. 1032).

Nicht immer geht die Rechnung «grosser Codex = wertvolle Prachthandschrift, kleiner Codex = schlichte Gebrauchshandschrift» auf. Auch winzige Handschriften können auf sehr gutem Pergament geschrieben und überaus liebevoll gestaltet sein. Als Beispiel für eine solche kleine Handschrift, die sich überallhin mitnehmen liess, steht ein auf bestem Pergament sorgfältig geschriebenes, mit winzigen Miniaturen versehenes Gebetbuch (Cod. Sang. 503ab).

Ein prachtvoller Messkanon für den Augsburger Bischof

Die Handschrift mit dem Messkanon (dem eucharistischen Hochgebet) wurde für den Augsburger Bischof Marquard von Berg (1575–1591) geschrieben und illuminiert. Sie beginnt mit einer Wappenseite und einer ganzseitigen Miniatur, die in den beiden oberen Dritteln das letzte Abendmahl, im unteren Drittel den Auftraggeber der Handschrift, Bischof Marquard von Berg, zeigt. Die Seiten mit den wechselnden Gebeten zu den Hochfesten des Kirchenjahres zeigen jeweils am unteren Rand figürliche Darstellungen, passend zum Festtag, auf den übrigen drei Blatt-rändern kunstvollen Rankenschmuck mit Blumen, Früchten, Insekten und Vögeln: Rosen, Nelken, Veilchen, Lilien, Iris, Vergissmeinnicht und Erdbeeren sind in den Bordüren zu entdecken, Schmetterlinge, Fliegen, Bienen und Wespen, Stieglitze, Sperber und andere Vögel. Der Buchschmuck stammt wahrscheinlich vom Nürnberger Buchmaler Sebastian Glockendon d. J. (Monogramm SG auf S. 83). Im Dreissigjährigen Krieg wurde die Handschrift geraubt. Der St. Galler Mönch und Statthalter in Wil, Bernhard Hartmann, erwarb sie im Jahr 1636 und schenkte sie 1641 dem St. Galler Fürstabt Pius Reher (1630–1654).

Auf der abgebildeten Seite (S. 19) mit Gebeten für die Messe am Weihnachtsmorgen (*In primo galli cantu* – «beim ersten Hahnenschrei») ist die Verkündigung der Geburt Jesu an die Hirten von Bethlehem dargestellt. Die Szene ist allerdings in eine liebliche mitteleuropäische Waldlandschaft verlegt; die Ankunft des Engels scheint mit einem Sturmwind einherzugehen, wie die windzerzauste Weide am linken Bildrand erkennen lässt.

Neben der üppigen Illuminierung fällt vor allem die Qualität des Pergaments ins Auge. Das Pergament weist fast keine Fehlstellen auf, seine Ränder sind absolut gerade und gleichmässig beschnitten, und es ist so sorgfältig behandelt worden, dass kein Unterschied zwischen Haar- und Fleischseite mehr sichtbar ist. Darüber hinaus sprechen die grosszügigen Ränder, die auf den Blattflächen ohne Illuminationen einfach frei geblieben sind und mehr als die Hälfte der Seite einnehmen, eine deutliche Sprache: Sie zeugen vom Wert des Inhalts ebenso wie von der Bedeutung des Auftraggebers und Besitzers. Am kostbaren Pergament wurde hier – zur Ehre Gottes und als Zeichen für den Status des Besitzers – nicht gespart.

Auch die Buchstaben sind besonders gross geschrieben – eine Seite umfasst nur neun Zeilen mit je etwa zwanzig Buchstaben, also insgesamt rund 180 Buchstaben. Hier lohnt sich ein Vergleich mit der kleinformatischen und winzig geschriebenen Handschrift Cod. Sang. 868 (nächste Doppelseite): In ihrem letzten Teil sind pro Seite bis zu 110 Zeilen mit je etwa 120 Buchstaben geschrieben, insgesamt rund 13'200 Buchstaben pro Seite. Der gesamte Messkanon in Cod. Sang. 369 umfasst mit 78 Seiten gut 14'000 Buchstaben. Es liesse sich also fast der gesamte Messkanon auf einer Seite von Cod. Sang. 868 unterbringen!

In nativitate domini
 in primo galli cantu
 Communicantes et
 noctem sacratissimam
 celebrantes: in qua
 beate marie inteme-
 rata virginitas huic
 mundo edidit salva-
 torem. Sed et memo-

The page features a wide, ornate border decorated with various flowers (including blue and pink pansies, red roses, and purple irises) and birds (such as a blue jay, a bee, and a green bird). The text is written in Gothic script, with the first line in red ink. The initial 'C' is large and decorated with gold and blue. The final line of text is partially cut off. Below the text is a miniature illustration showing a shepherd in a red and blue tunic leading a flock of white sheep through a green landscape. In the foreground, a figure in a red and yellow robe is kneeling in prayer. The background shows a landscape with trees and a distant horizon.

Ein winzig geschriebener Kommentar zu Werken von Horaz und Persius

Ganz anders als beim prächtigen Messkanon in Cod. Sang. 369 (vgl. vorangehende Doppelseite) ist das Erscheinungsbild des Textes in dieser Sammelhandschrift aus dem frühen 12. Jahrhundert, Cod. Sang. 868. Sie besteht aus insgesamt sieben kodiologischen Einheiten; den Hauptbestandteil bilden verschiedene anonyme Kommentare zu Werken des Horaz (Oden, Epoden, *Ars poetica*, Briefe und Sermones). Allein für die *Ars poetica* sind drei Kommentare vorhanden, für Anfänger, fortgeschrittene Anfänger und Fortgeschrittene. Den Kommentaren vorangestellt sind zwei Horaz-Viten. Auf den letzten Blättern folgt ein am Anfang defekter Kommentar zu den Satiren des Persius (Sat. 1, 62 – 4, 10). Dieser ist in winziger Schrift (bis zu 110 Zeilen auf nur 14,5 cm hohen Seiten) geschrieben. Sich im Persius-Kommentar zu orientieren, dürfte den Schülern nicht leichtgefallen sein. Die einzigen Gliederungselemente auf der abgebildeten Seite sind: knapp oberhalb der Mitte links eine oben und an der linken Seite gerahmte Zwischenüberschrift *III Satyra*; einige wenige Unterstreichungen; kleine galgenförmige Paragraphenzeichen, nach denen der Text meist mit *Et dicetis mihi istud* («Und ihr werdet Folgendes zu mir sagen») weitergeht (z. B. in der zweituntersten vollständigen Zeile, rechts der Mitte).

Das Pergament von Cod. Sang. 868 hat bei weitem nicht die Qualität wie dasjenige der liturgischen Handschrift Cod. Sang. 369, wie man schon an den teilweise recht unregelmässigen Rändern erkennen kann. Gerade Schultexte wie Kommentare oder auch Wörterbücher (seien sie lateinisch-lateinisch oder lateinisch-volkssprachlich) wurden häufig auf Pergament geschrieben, das nur als Ausschussware bezeichnet werden kann – auf Randstücken, die sich kaum rechteckig zuschneiden liessen, mitunter mit grossen Löchern (s. auch die Abbildung aus dem *Vocabularius sancti Galli*, S. 107). In Cod. Sang. 868 findet man auch keine grosszügigen freien Ränder; alle Teile der Handschrift sind eng beschrieben. Besonders im Persius-Kommentar ist das Pergament bis auf den letzten Millimeter ausgenutzt. Zusätzlich liess sich Platz sparen, indem nahezu jedes Wort abgekürzt wurde.

Auch hier lohnt sich wieder ein direkter Vergleich zwischen Cod. Sang. 868 und dem Messkanon Cod. Sang. 369: Für den Persius-Kommentar, der insgesamt ca. 135'300 Buchstaben umfasst und in Cod. Sang. 868 auf 10 Seiten untergebracht ist, bräuchte man in der Schriftgrösse von Cod. Sang. 369 selbst auf dem erheblich grösseren Seitenformat gut 750 Seiten! Hierbei ist noch nicht einmal eingerechnet, dass im Persius-Kommentar längst nicht alle Buchstaben ausgeschrieben sind, der Text also eigentlich noch deutlich länger wäre, während im Messkanon nahezu keine Abkürzungen vorkommen. Dieselbe Textmenge kann also ebenso gut auf zehn wie auf tausend Seiten untergebracht werden.

St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 868 (S. 200).
Pergament – 205 (richtig: 206) Seiten – 14,5 × 10,5–12 cm;
9,5 × 7,5 cm – Kloster St. Gallen – 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts –
www.cesg.unifr.ch.

Risse und Löcher im Pergament – geflickt, genäht und gestickt

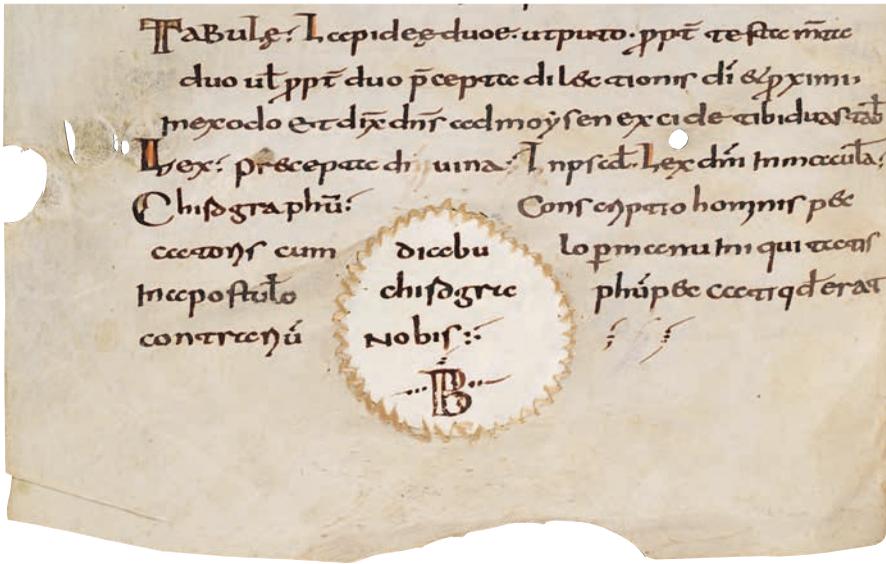
Die wenigsten mittelalterlichen Pergamenthandschriften sind vollkommen makellos. Meistens weisen zumindest einige Seiten Schäden auf – ungleichmässige Ränder, Risse oder Löcher. Die Tierhaut, aus der Pergament hergestellt wird, wird nach dem Entfernen von Haaren und Unterhaut unter grosser Spannung getrocknet. Dabei können selbst kleine Schadstellen (entstanden etwa durch Verletzungen des Tiers oder durch Schnitte beim Abhäuten oder Enthaaren) zu grösseren ovalen oder runden Löchern gezogen werden.

Gerade in Skriptorien von Klöstern mussten solche Pergamentseiten mit Löchern häufig verwendet werden, weil es zu kostspielig gewesen wäre, die beschädigten Seiten wegzuworfen. Meistens schrieben die mittelalterlichen Schreiber einfach um die Löcher herum. Mitunter aber wurden die Löcher sorgfältig geschlossen. Im Verlauf der Ausstellung werden zwei Handschriften gezeigt, an denen sich ganz unterschiedliche Strategien im Umgang mit Löchern erkennen lassen.

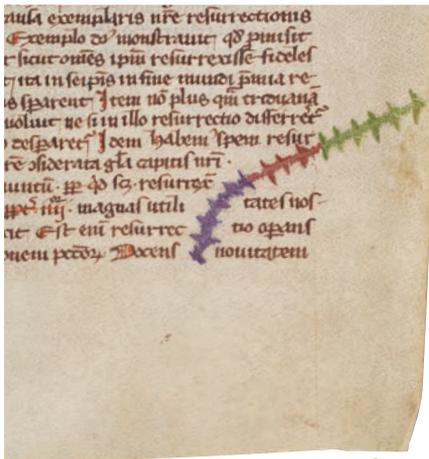
Die um 800 wahrscheinlich im Kloster St-Denis bei Paris entstandene Sammelhandschrift Cod. Sang. 230 enthält unter anderem Exzerpte aus Werken Isidors von Sevilla sowie der Kirchenväter Augustinus, Hieronymus und Gregor des Grossen. Einige Seiten weisen grosse Löcher auf, doch wurden diese Löcher sorgfältig geflickt. Exakt zugeschnittene Pergamentstücke wurden – teilweise mit weissem, teilweise mit farbigem Faden – in die Löcher genäht und füllen diese millimetergenau aus. Durch ihre leicht andere Tönung heben sich die Pergamentflicken von ihrer Umgebung ab. Angesichts der sorgfältigen Aufteilung des Textes auf den Flickern und die ihn umgebende Seite ist anzunehmen, dass die Löcher bereits vor dem Beschreiben der Seiten geflickt wurden. Zwar scheint die Tinte auf dem abgebildeten Flickern dunkler zu sein, was zunächst eine spätere Beschriftung vermuten liesse, doch ist dieser Effekt wohl dem helleren Pergament geschuldet.

Auf ähnliche Weise sind auch in der irischen Priscian-Grammatik (Cod. Sang. 904, vgl. S. 108) Löcher geflickt, nur dass dort zum Nähen einzelne Pferdehaare verwendet wurden.

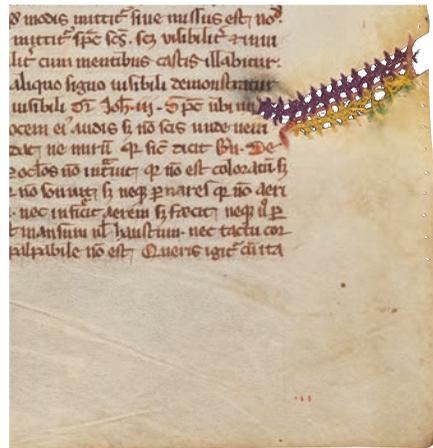
In einer Handschrift mit Predigten und kurzen Heiligenviten aus dem 13. Jahrhundert (Cod. Sang. 1032) sind Risse und kleinere Löcher auf sehr dekorative Weise ausgebessert worden. Ein Riss auf S. 115/116 ist mit Fäden in drei verschiedenen Farben (violett, rot, grün) genäht worden. Dabei sind die verschieden langen Stiche sägezahnartig angeordnet. Zwei längliche Löcher sind mit feiner Stickerei ausgefüllt worden – auf S. 55/56 einfarbig grün, auf S. 143/144 mit violetten und gelben Fäden, die sich in der Mitte um einen einzelnen hellroten Faden schlingen. Derart gestaltete Nähte und Lochfüllungen findet man vor allem in süddeutschen und schweizerischen Handschriften des 12. bis 15. Jahrhunderts, insbesondere in der Stiftsbibliothek Engelberg (Cod. 3, 4, 16, 22, 37, 46, 47, 61, 62, 1008; www.e-codices.unifr.ch/de/list/bke). Die meisten dieser Codices sind in Frauenklöstern oder Doppelklöstern entstanden.



St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 230 (S. 176, Ausschnitt).
 Pergament – 571 Seiten – 27 × 16–16,5 cm – Kloster St-Denis bei Paris (?) – um 800 –
www.cesg.unifr.ch.



S. 115



S. 143



S. 55

St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 1032
 (S. 115, 143 und 55, Ausschnitte).
 Pergament – 665 (richtig: 664) Seiten –
 17 × 11–11,3 cm – 13. Jahrhundert.

Ein kostbares Gebetbuch im Miniaturformat

Nicht immer lässt sich von der Grösse einer Handschrift auf ihren Wert schliessen. Es gibt auch sehr kleine Handschriften, die auf allerbestem Pergament geschrieben sind und auf deren feine und zarte Illuminierung viel Mühe aufgewendet wurde. Stundenbücher, Gebetbücher oder Breviere waren oft kleinformatig; so konnten ihre Besitzer sie stets bei sich tragen.

Ein solcher kostbarer Codex im Miniaturformat ist Cod. Sang. 503ab, ein Gebetbuch, das in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts in Frankreich geschrieben wurde. Es enthält lateinische und französische Gebete sowie einige Antiphonen und Responsorien zu Heiligenfesten. In Auftrag gegeben wurde das Gebetbuch gemäss dem Wappen auf S. 3 von der Familie Montboissier (ansässig im 15./16. Jahrhundert in der Auvergne). In die Stiftsbibliothek St. Gallen kam es vermutlich erst im späten 18. Jahrhundert unter dem Bibliothekar P. Johann Nepomuk Hauntinger.

Das Pergament des Gebetbuchs ist dünn und von sehr guter Qualität, fast vollkommen ohne Risse oder Löcher. Zahlreiche Miniaturen schmücken die kleine Handschrift, vor allem im Heiligenzyklus (S. 97–146). Die Texte zu den Heiligen werden jeweils durch eine vier- bis sechszeilige Miniatur eingeleitet; da sie meist nur eine Seite umfassen, ist fast jede Seite in diesem Teil illuminiert. Zu den Miniaturen kommen Bordüren mit stilisierten Blättern und Blumen hinzu; in den Ranken tummeln sich Vögel, Insekten und Säugetiere – teils eindeutig identifizierbar, teils Fabeltiere. Auch die meist zweizeiligen Initialen sind mit Tieren oder Tierköpfen verziert: Schmetterlinge, Käfer, Libellen, Fliegen, Hunde, Drachen, eine Eule, eine Ente, ein Pfau, ein Schwan, ein Reiher mit Schlange im Schnabel, eine Schnecke und ein Frischling bevölkern die winzigen Initialen.

Auf den abgebildeten Seiten (S. 108/109 und 114/115) sind dargestellt (von links oben nach rechts unten): 1. Der hl. Thomas mit seinem Attribut, dem Winkelmass (er soll der Legende nach für einen indischen König einen Palast erbaut haben), in der Bordüre ein Adler – vielleicht das Symbol des Evangelisten Johannes, dessen Text an dieser Stelle hätte stehen sollen, aber wohl versehentlich weggefallen ist. 2. Der Erzengel Michael im Kampf mit dem Drachen, in der Bordüre ein Stieglitz. 3. Der Kirchenvater Hieronymus im Kardinalgewand mit dem Löwen. Von diesem Löwen heisst es, der hl. Hieronymus habe ihm einen Dorn aus der Pfote gezogen, woraufhin der Löwe dem Heiligen fortan treu gedient habe. Das Tier in der Bordüre ist ein Fabelwesen. 4. Der hl. Laurentius mit dem Rost, auf dem er der Legende zufolge den Märtyrertod erlitt. In der Bordüre ein Vogel.

Da das Pergament sehr dünn ist, scheinen die Schrift und vor allem die Bordüren von der Rückseite durch.



Besondere Pergamente

Bis auf ganz wenige Ausnahmen sind alle mittelalterlichen St. Galler Handschriften in Buchform überliefert, und fast allesamt sind sie – zumindest bis ins 13. Jahrhundert – auf Pergament geschrieben. Nachher setzt der allmähliche Siegeszug des Materials Papier ein. Die Exponate in dieser Vitrine zeigen aussergewöhnliche Pergamente, die in irgendeiner Art den Rahmen des gewöhnlichen Pergament-Codex sprengen.

Die wichtigste mittelalterliche Buchform ist der Codex, das gebundene Buch. Die ältere Form der Textüberlieferung ist allerdings die Rolle. Die Rolle (oder der Rotulus) ist die Buchform der Antike, die ihre Blütezeit vom 5. Jahrhundert v. Chr. bis etwa ins 5. Jahrhundert n. Chr. erlebte. Buchrollen gab es mit den Materialien Papyrus, Leder und Pergament. In der Stiftsbibliothek ist ein einziger Rotulus erhalten, die auf Pergament geschriebene Handschrift Nr. 1093 aus dem 14. Jahrhundert. Der Rotulus von über vier Metern Länge bietet eine Liste der antiken und frühchristlichen Sehenswürdigkeiten Roms.

Die Bibliothek des ehemaligen Klosters St. Gallen beherbergt eine grössere Zahl von Palimpsesthandschriften; mit Verona und Bobbio zählt St. Gallen zu den bekanntesten Stätten für Palimpseste. Palimpseste sind Schriftstücke, die nach Entfernen einer ersten Schrift ein zweites (oder gar drittes) Mal beschrieben wurden. Die Beseitigung der älteren Schrift, die glücklicherweise nicht immer vollständig gelang, geschah durch Abkratzen mit dem Messer, durch Abreiben mit Bimsstein, seltener durch Einlegen der Pergamentblätter in Milch, wodurch die Schrift ausgelaugt wurde. Als Beispiel für eine palimpsestierte Handschrift ist der Codex Nr. 722 ausgestellt, in dem ein älterer Text aus dem frühen 6. Jahrhundert mit jüngeren Texten überschrieben wurde.

Manche Texte sind nurmehr in Form von Pergament-Fragmenten erhalten. Codices, die aufzubewahren man nicht mehr als wichtig erachtete, weil man beispielsweise neuere und vielleicht besser lesbare Abschriften desselben Textes zur Verfügung hatte, wurden bereits im 9. Jahrhundert, aber auch später, auseinandergenommen. Viele der Einzelblätter des einstigen Codex wurden als vollständige Pergamentblätter oder aber als Teile davon in Buchrücken und Buchdeckel eingearbeitet oder für Falzverstärkungen neu entstandener oder restaurierter Codices verwendet. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde vielen Bibliothekaren die Bedeutung mancher dieser Fragmente bewusst. Man hob die Pergamentbruchstücke wieder aus den Büchern heraus, versuchte, die Texte zu ordnen und so zerstörte Bücher möglichst vollständig wiederherzustellen. Die Stiftsbibliothek St. Gallen besitzt zahlreiche Codices, die ausschliesslich aus Fragmenten zusammengesetzt sind, etwa die Codices 1394 bis 1399a. Gezeigt wird die älteste Abschrift des Stammesgesetzes der Langobarden aus dem 7. Jahrhundert, der *Edictus Rothari*, dessen Blätter um 1460 in andere Handschriften eingebunden wurden. Ausgestellt werden auch Codices, in die (heute noch sichtbar) Fragmentblätter des *Edictus Rothari* eingeklebt waren.

Eine Pergamentrolle – der Rotulus mit den *Mirabilia Romae*

Die Form der Buchrolle blieb über die Spätantike hinaus für ausserordentliche Zwecke während des gesamten Mittelalters weiterhin im Gebrauch. So wurden bisweilen Urkunden in Rollenform geschrieben; auch das Stiftsarchiv St. Gallen besitzt solche Rotuli (z. B. Urk. II 38, II 39 und II 43). Die englischen Königsurkunden liess man im frühen und hohen Mittelalter auf lange Pergamentrollen niederschreiben; in der Bibliothek des Klosters Reichenau war im 9. Jahrhundert eine *mappa mundi* (eine Weltkarte) *in duobus rotulis* (also auf zwei Rollen) vorhanden.

Die einzige Buchrolle der Stiftsbibliothek, eine Pergamentrolle, datiert aus dem späten 14. Jahrhundert. Sie enthält eine Abschrift der so genannten *Mirabilia Romae*, eines zwischen dem 9. und 12. Jahrhundert verfassten Pilgerführers durch das antike und das christliche Rom. Verzeichnet sind in diesem frühen Reiseführer in einem ersten Teil antike Bauwerke der Stadt wie Mauern, Türme oder Brücken. Es werden Legenden erzählt, die sich auf antike Bauwerke beziehen; es folgt eine Art von Stadtrundgang, in dem vor allem antike Tempel und Paläste in topographischer Einordnung genannt und beschrieben werden. In einem zweiten Teil sind die *Indulgentiae ecclesiarum urbis Romae* überliefert, die eine Übersicht über die Hauptkirchen des christlichen Rom und die in ihnen zu erlangenden Ablassse vermitteln.

Wieso wurde der Text auf eine Pergamentrolle und nicht in ein Buch geschrieben? Auch in der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart, in der John Rylands Library in Manchester, in der Bayerischen Staatsbibliothek in München und in der University Research Library von Los Angeles sind Pergamentrotuli des 14./15. Jahrhunderts mit den *Mirabilia* erhalten. Grund dafür könnte sicherlich der Umstand sein, dass eine Buchrolle in jener Zeit handlicher auf einer Reise mitgetragen werden konnte. Über die Entstehung des St. Galler Rotulus weiss man übrigens gar nichts.

Die *Mirabilia* sind in zahlreichen Abschriften erhalten. Nine Robijntje Miedema hat in ihrer grossen Monographie zu den *Mirabilia* 227 Handschriften mit dem lateinischen, 77 Handschriften mit deutschsprachigen Übersetzungen und weitere Handschriften in englischer, französischer und niederländischer Sprache aufgezählt. Im 15. und 16. Jahrhundert wurden die lateinischen *Mirabilia* 144-mal und die deutsche Fassung 50-mal gedruckt. Beeindruckende Zahlen für diesen Bestseller! Rom übte auf die Menschen des Spätmittelalters eine riesige Ausstrahlung aus. Scharen von Menschen pilgerten nach Rom, um den Apostelfürsten Petrus und Paulus ihre Verehrung darzubringen und in den Kirchen die genannten Ablassse zu erhalten.

Die St. Galler Pergamentrolle ist fast 4,20 Meter lang. Sechs schmale Pergamentstreifen von 11,5 cm Breite und 60 bis 80 cm Länge wurden kunstvoll aneinandergenäht. Der Text ist nüchtern geschrieben, keine Illustrationen, keine Auszeichnungsschrift. Seit der Katalogisierung der Handschrift durch Gustav Scherrer 1875 ist am Anfang ein kleines Textstück verloren gegangen: Auf der ersten Zeile konnte dieser noch lesen: *urbis Romae extracta a cronica*. Heute liest sich dort nurmehr: ... *ta a cronica*.

ecclesia fuit in de arachi et fuerit ante
 anno tempore s[an]c[t]i phib[er]y et carinis in eundem
 erat templum fuit et erat in iohanne christo
 captolij fuit Colis[er]i fuit templu[m] solis in
 ne ante magnam[m] domum d[omi]ni coloribus ca
 noribus coaptatis q[ui] totu[m] captu[m] fuit celo
 et eo et deum ato v[er]o filia[m] pontificis co
 nsecr[ati]o[n]e fidebant p[er] fistulas p[ro]ph[et]as s[an]c[t]i
 les antebantur plunne erat in in
 eo signa sup[er] celestia et p[ro]ph[et]as eruy
 s[an]c[t]e et h[ab]u[er]at p[ro]ph[et]as d[omi]ni d[omi]nabatur
 in medio s[an]c[t]i phib[er]y manebat qui p[ro]ph[et]as
 tenet ad h[ab]itum caput e[st]u[m] t[em]p[or]is et
 p[ro]ph[et]as in mon[te] sig[n]ificabat q[uo]d roma totu[m]
 mundum regeret et illud templu[m] dicebat
 t[em]p[or]is totu[m] mundi v[er]o equa pro
 mag[ist]ra p[er] fuit amen et septuaginta
 sissimis p[ro]ph[et]as in post m[en]sa v[er]o t[em]p[or]is
 s[an]c[t]i n[on] est papa fuisse illud templu[m] d[omi]ni
 in m[en]sa alio templis ne p[er] h[ab]itum romam
 vementes d[omi]ni antequa et deo bona
 videntur et p[er] ecc[lesi]as en d[omi]ni d[omi]ni et

Caput v[er]o p[ro]ph[et]as v[er]o man[ifest]at p[ro]ph[et]as in la
 t[em]p[or]e romam an consisten[ti]a fuit templu[m] romam
 in q[ui] antebat q[ui] p[ro]ph[et]as v[er]o p[ro]ph[et]as
 et orac[i]o[n]e fidebant fuit in ecc[lesi]am s[an]c[t]i
 pet[ri] ap[osto]li est v[er]o long[um] in mirabilis q[ui]
 erat lapis en nodo et eo de m[en]sa o
 in isto nodo fuit ossa iulij cesaris p[ri]m[us]
 imp[er]ator explicante antebat
 Roma caput mundi tunc orbis frena v[er]o
 Roma caput mundi sup[er] omnes eo nom[en] fuit
 Incipit in v[er]o ecc[lesi]as v[er]o v[er]o
 Rome in v[er]o in h[ab]itum

Erit et in f[er]ma circa h[ab]itum g[er]me
 que p[ro]ph[et]as habundancia s[an]c[t]i filij dei in in
 f[er]re d[omi]ni q[ui] no[n] s[ol]u[m] h[ab]itum natam s[an]c[t]i p[ro]
 f[er]re s[an]c[t]i s[an]c[t]i m[en]sa v[er]o p[ro]ph[et]as s[an]c[t]i
 d[omi]ni s[an]c[t]i et v[er]o d[omi]ni d[omi]ni et

St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift
 Nr. 1093 (genähter Übergang vom
 zweiten zum dritten Blatt).
 Pergament(rolle) – 6 zusammengenähte
 Blätter – 419,5 × 11,5 cm – gegen 1400 –
 www.cesg.unifr.ch.

Palimpsestierte Pergamente – die *Lex Romana Curiensis* über dem Psalmentraktat des Hilarius von Poitiers

Die St. Galler Stiftsbibliothek ist zusammen mit der Biblioteca Capitolare von Verona und der in alle Winde zerstreuten Bibliothek des ehemaligen Klosters Bobbio eine der wichtigsten Überlieferungsstätten für Palimpseste. In verschiedenen Handschriften (etwa Codd. Sang. 193, 194, 213, 872, 913) finden sich zwei- und teilweise dreifach beschriebene Blätter, deren Erstschriften bedeutende Texte enthalten, teilweise in singulärer oder ältester Überlieferung. Die zu Beginn des 19. Jahrhunderts ausschliesslich aus palimpsestierten Blättern zusammengesetzte Handschrift Nr. 908 trägt in Fachkreisen gar den Titel «König der Palimpseste» (*Rex palimpsestorum*).

Zu diesen bedeutenden Überlieferungsträgern von älteren Texten zählt Cod. Sang. 722. Und im Fall dieses Codex besitzt auch die jüngere Zweitschrift aus der Zeit um 800 textgeschichtlich hohe Bedeutung, weil einer der Texte nur hier überliefert ist und der Codex für einen anderen Text die Leithandschrift darstellt.

Die meisten Blätter enthalten als Erstschrift die Auslegung der Psalmen 119 bis 147 durch Hilarius von Poitiers. Vor der Wiederbeschreibung des Pergaments um 800 ging indessen die ursprüngliche Anordnung des im frühen 6. Jahrhundert in Norditalien geschriebenen *Tractatus super psalmos* völlig verloren. Diese musste sehr mühsam und zeitaufwändig rekonstruiert werden, denn die Erstschrift ist teilweise kaum mehr lesbar. Auf zwei Blättern (S. 259–262) ist als Erstschrift ein Fragment des alttestamentlichen Buchs Nehemia in einer im 8. Jahrhundert in Churrätien geschriebenen Vetus-Latina-Fassung überliefert.

Die Handschrift mit dem letzten Teil des Hilarius-Traktates über die Psalmen gelangte im 8. Jahrhundert nach Churrätien, in die Bischofsstadt Chur. Dort wurde der Codex auseinandergenommen; aber um 800 wurden die Blätter ein zweites Mal in einer rätischen Schrift beschrieben. Als Zweitschrift findet sich auf den Seiten 19 bis 247 die textgeschichtlich wichtigste Abschrift der so genannten *Lex Romana Curiensis*. Dabei handelt es sich um eine am Churer Bischofssitz um die Mitte des 8. Jahrhunderts entstandene und auf die Bedürfnisse Churrätiens angepasste private Bearbeitung der *Lex Romana Visigothorum*. Die Handschrift Nr. 722 überliefert die älteste Abschrift, stellt also die Leithandschrift für die *Lex Romana Curiensis* dar. Auf den anschliessenden Seiten (248–256) enthält die Handschrift die einzig hier überlieferten *Capitula Remedii episcopi Curiensis*. Dies sind strafrechtliche Bestimmungen des Churer Bischofs in Sachen Sonntagsheiligung, Schutz der Armen, Ehebruch, falsches Zeugnis, Mord oder Diebstahl. Einzig ein dritter, kürzerer Text, eine Abschrift der *Constitutiones imperatoris Justiniani de rebus ecclesiasticis* (S. 3–15), ist nicht auf Blätter geschrieben, die vorher schon beschrieben waren.

St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 722 (S. 29).
Pergament – V + 268 + II Seiten – 25,5 × 16 cm – Italien (Erstschrift) / Churrätien (Zweitschrift) – Beginn des 6. Jahrhunderts (Erstschrift) / um 800 (Zweitschrift) – www.cesg.unifr.ch.

159

- x Depostulandi
- xi De crimib; ad uocatores;
- xii De crimib; ad curatores;
- xiii Deis qui potentia nomina in ius prebent
uel a iuribus p'ouad' sunt;
- xiiii De dolo malo
- xv De matris restitucio nib;
- xvi Deis qui uenia' eam' au' impetrauer;
- xvii De iudicis
- xviii De officio testimonio
- xix De officio sis doneccationib;
- xx De officio sis doctib;
- xxi De hereditate' p'odi' cionib;
- xxii De seruand' catione;
- xxiii De familia heredi' conde
- xxiiii De commune deuicendum
- xxv De seruo reuendorum
- xxvi De seruo p'at' de iurograffis
- xxvii De seruo p'at' de usufructu
- xxviii De donatione si possit sine coacta
- xxix De pinguerib;
- xxx De qd' ius iot' de p'eculio
- xxxi De usuris;

INCIPIT LIBER SECUNDUS;

me tunc tibi magnum tibi et hanc
Certe per unum meum fuit ergo

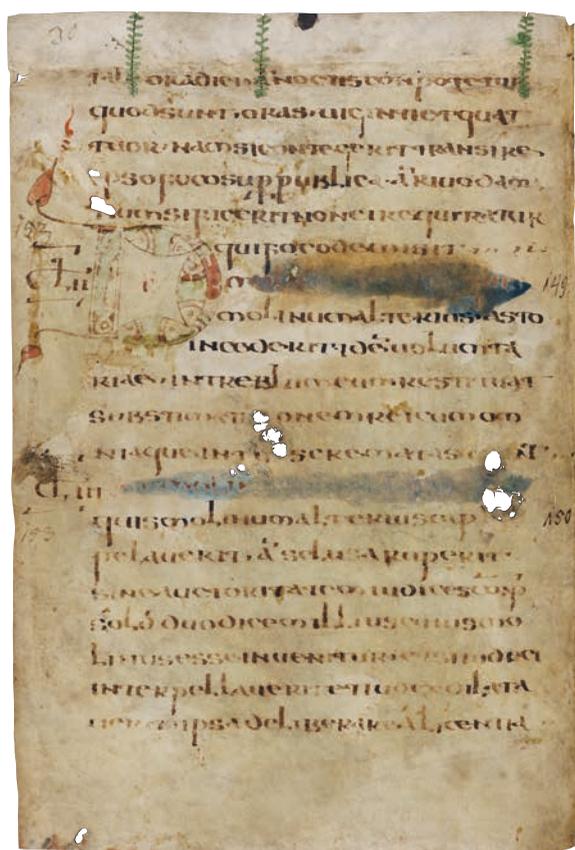
Fragmentblätter des *Edictus Rothari*

Im Jahr 643 liess der langobardische König Rothari die Rechtsgewohnheiten seines im 6. Jahrhundert in Oberitalien eingewanderten Stammes aufzeichnen. Die älteste noch erhaltene Abschrift dieses Edikts, *Edictum* oder *Edictus Rothari* genannt, stammt aus dem letzten Viertel des 7. Jahrhunderts, dürfte im Kloster Bobbio geschrieben worden sein und ist heute nurmehr in Fragmenten erhalten. Die meisten Blätter und Bruchstücke dieser reich mit phantasievollen Initialen illustrierten Handschrift befinden sich in der Stiftsbibliothek St. Gallen; weitere Blätter sind in der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe, in der Zentralbibliothek Zürich und im Staatsarchiv des Kantons Zürich überliefert.

Diese oberitalienische Handschrift kam noch vollständig spätestens im 9. Jahrhundert nach St. Gallen und wurde möglicherweise recht bald auseinandergenommen, weil die Schrift für die St. Galler Mönche ungewohnt war. Die einzelnen Blätter wurden jedoch nicht entsorgt, sondern landeten in einer Ecke der damaligen Bibliothek im Hartmut-Turm. Bei einer grösseren Neubindungsaktion um das Jahr 1460 wurden nun viele dieser *Edictus-Rothari*-Fragmentblätter, sei es ganz, sei es bruchstückhaft, in andere Handschriften eingebunden, eingeklebt oder eingelegt, die damals restauriert, neu oder erstmals gebunden wurden.

Edictus-Rothari-Fragmente wurden zwischen 1780 und 1820 von den Bibliothekaren Johann Nepomuk Hauntinger und Ildefons von Arx und in den Zwanziger- und Dreissigerjahren des 20. Jahrhunderts von den Forschern Paul Lehmann, Alban Dold und Bernhard Bischoff in über zwanzig Handschriften der Stiftsbibliothek St. Gallen gefunden. Nachweislich handelt sich dabei um die folgenden Codices: 39, 52, 86, 111, 155, 159, 165, 230, 248, 339, 365, 367, 390, 424, 427, 435, 454, 573, 579, 671, 795, 854. Die St. Galler Fragmente, erstmals 1822 zusammengestellt und seither mehrfach ergänzt, umfassen heute über fünfzig Blätter und damit rund die Hälfte des gesamten Rechtstextes. Die Fragmente in der Zentralbibliothek Zürich wurden aus den aus St. Gallen stammenden und seit 1712 in Zürich befindlichen Handschriften Ms. C 10i und Ms. C 68 (zusammengestellt in Ms. C 184 und Z XIV 1) geborgen.

Übergrosser Wissensdrang führte dazu, dass die Handschrift heute auf vielen Seiten kaum oder gar nicht mehr lesbar ist. Stiftsbibliothekar Anton Henne (1798–1870; im Amt 1855–1861) versuchte mit dem Einsatz chemischer Reagenzien, die Lesbarkeit der Schrift zu verbessern – mit verheerenden Folgen. Auf vielen Pergamentseiten sind heute markante blaue und schwarze Stellen sichtbar, die sich auch mit modernsten Techniken nicht mehr entfernen lassen. Dafür wurde Anton Henne von seiner Oberbehörde zur Rechenschaft gezogen; es war dies einer der Gründe für seine Entlassung aus dem Amt im Jahr 1861.



St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 730 (S. 25 [links] und S. 30 [rechts]).
Pergament – 55 Pergamentblätter und 3 papierene Vor- und Nachsatzblätter –
20 × 14 cm – wahrscheinlich Kloster Bobbio – um 670/680 – www.cesg.unifr.ch.

Abklatsche von *Edictus-Rothari*-Fragmenten in St. Galler Handschriften

Wie aus der Beschreibung des *Edictus Rothari* auf der vorangegangenen Doppelseite hervorgeht, wurden in über zwanzig Handschriften der St. Galler Stiftsbibliothek, aber auch in Handschriften in der Zentralbibliothek Zürich und der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe Fragmente dieser Rechtshandschrift gefunden. Sie waren dort eingelegt oder eingeklebt, in Buchrücken und auf Innenseiten von Buchdeckeln und vereinzelt auch als Falzverstärkung. Man benötigt im 9. Jahrhundert die für die Mönche antiquiert erscheinenden *Edictus-Rothari*-Fragmente nicht mehr.

In welchen Handschriften wurden diese Fragmente gefunden? Die Antwort lässt sich leicht geben: Es waren, wie schon Gustav Scherrer in der Beschreibung von Handschrift Nr. 730 im gedruckten Handschriftenkatalog von 1875 ausführlich darlegt, Codices, die bei einer grossen Buchbindungsaktion um 1460 neu oder gar erstmals gebunden wurden. Fast alle Handschriften, aus denen *Edictus-Rothari*-Blätter geborgen wurden, besitzen «ein und denselben, nicht den ersten Einband, Holz mit Weiss- oder Gelbleder bedeckt und einen Pergamentstreifen darauf, wo der Inhalt mit den gleichen Worten, ja von der gleichen Hand wie im Katalog von 1461 bemerkt ist» (Scherrer, S. 238). Zwei Doppelblätter des genannten Bücherkatalogs von 1460 sind in der Fragmentensammlung Cod. Sang. 1399 (S. 1–8) überliefert.

In denjenigen Fällen, in denen die Fragmente auf die Buchdeckel aufgeklebt waren, blieben bei der Loslösung und Hebung der Pergamentbruchstücke um 1820 oder später auf dem Holz oder auf dem Pergament spiegelverkehrte, mehr oder weniger gut erhaltene Leim-Abdrucke oder -Abklatsche zurück, die es uns erlauben, mit etlichem Aufwand eine Aussage zu treffen, welches *Edictus-Rothari*-Blatt sich über dreihundert Jahre lang in welcher Handschrift verbarg.

Der vielleicht deutlichste Abklatsch von *Edictus-Rothari*-Fragmenten findet sich vorne in der Handschrift Nr. 111 der Stiftsbibliothek. Diese Handschrift besitzt einen Einband aus der Zeit um 1460. Über den Buchrücken verbindet ein braunes Lederstück die beiden Einbanddeckel. Die Handschrift aus dem 9. Jahrhundert enthält eine Abschrift der Auslegung des Kirchenvaters Hieronymus der Kapitel 14 bis 18 des alttestamentlichen Buchs Jesaja. Pater Alban Dold (1882–1960) aus Beuron entdeckte diese Fragmente 1936, löste sie heraus und schrieb auf ein kleines Blatt Papier: «Im Vorderdeckel Leimabdrucke der jetzt in Cod. 730 befindlichen Seiten 25 und 30. Im Hinterdeckel ebenfalls Leimabdrucke des Edict. Roth.» Der Papierstreifen ist heute in die Handschrift eingebunden.

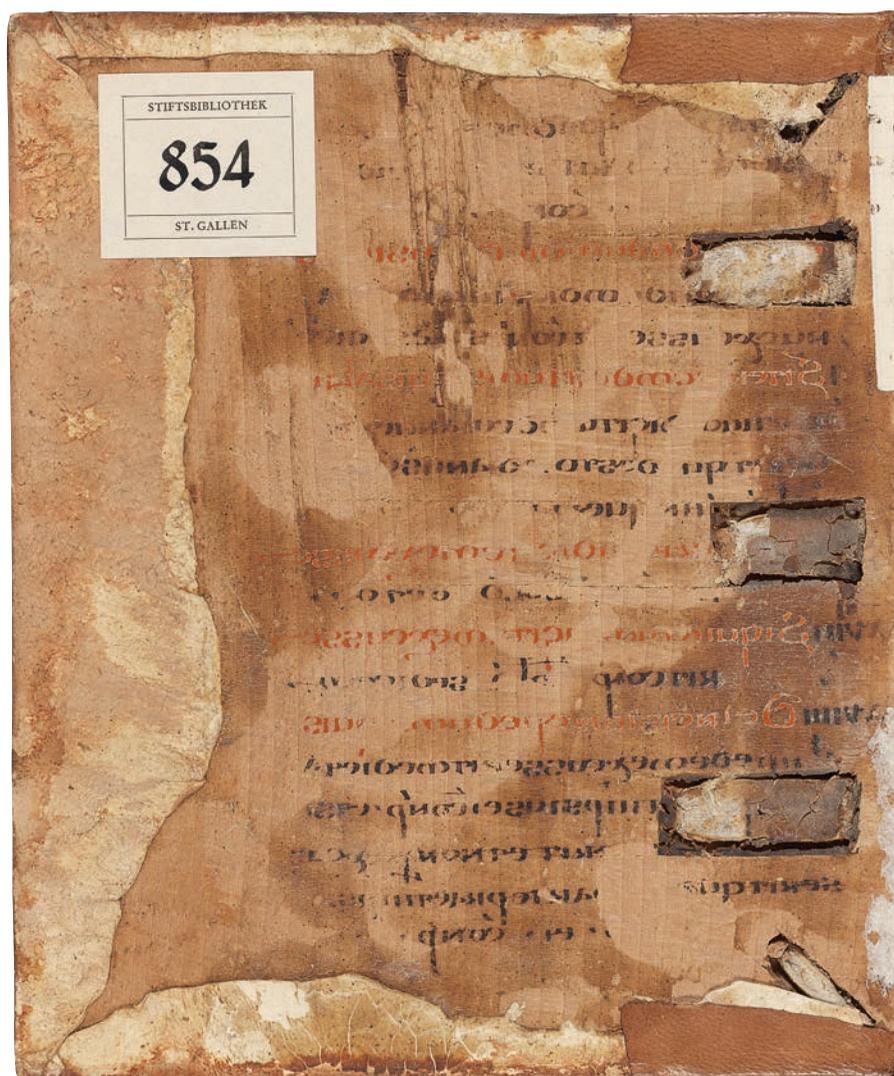


St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 111 (vordere Innenseite).
Pergament – 352 Seiten – 25,5 × 19 cm – Kloster St. Gallen – 9. Jahrhundert –
www.cesg.unifr.ch.

Im Laufe der Ausstellung werden der Leimabdruck vorne in Cod. Sang. 111 und der Abdruck hinten in demselben Manuskript je knapp drei Monate lang gezeigt. Interessant übrigens, dass auf den den *Edictus-Rothari*-Leimabdrücken gegenüberliegenden Seiten jeweils Federproben notiert sind. Auf Seite 1 sind etwa ein Segensspruch über Schweine oder das Bibelwort *Exaudita est oratio tua* aus der Apostelgeschichte (10,31; «Dein Gebet wurde erhört») sowie der aus dem Paternoster abgeleitete Litaneiers *Ab omni malo libera nos domine* («Herr, erlöse uns von allem Übel») niedergeschrieben. Auf der der Innenseite des rückseitigen Deckels gegenüberliegenden Seite lassen sich neben der Wiederholung des Segensspruches über Schweine der Beginn des Ave Maria, der Beginn des ersten Hymnus im kleinen Marienoffizium (*Quem terra pontus ...*), der «*Adnexique*-Hexameter» (dazu vgl. S. 46), ein Zungenbrecher der lateinischen Sprache (*innenarrabilitudinitatibus*), althochdeutsche Sprichwörter aus der Logik Notkers des Deutschen und ein spätmittelalterliches Tintenrezept erkennen.

Ebenso knapp drei Monate wird der Leimabdruck von *Edictus-Rothari*-Fragmenten auf der Innenseite des hinteren Einbanddeckels von Handschrift Nr. 579 zu sehen sein. Der ins 9. Jahrhundert zu datierende Codex (nicht abgebildet) überliefert in lateinischer Sprache die Lebensgeschichten der Mönchsväter Paulus, Antonius, Hilarion und Malchus, Predigten des Caesarius von Arles und das Werk *De correctione rusticorum* des Martin von Braga († um 580).

Der dritte Codex mit *Edictus-Rothari*-Leimabklatschen, der im Laufe der Ausstellung gezeigt wird, ist eine aus dem 11. Jahrhundert stammende Abschrift der *Topica Ciceronis* mit dem Kommentar des spätantiken Gelehrten Boethius († zwischen 524 und 526) zu diesen *Topica* (Cod. Sang. 854). Die Seite 19 der heutigen *Edictus-Rothari*-Handschrift war diesem Codex entnommen worden. Auf dieser Seite findet sich noch der handschriftliche Eintrag des Bibliothekars Pater Pius Kolb aus den 1750er-Jahren: *Libri VI commentariorum in Topica Ciceronis*. In diesem im Mittelalter häufig gelesenen Werk setzt sich der römische Staatsmann, Philosoph und Redner Cicero (106–43 v. Chr.) mit Themen der Rhetorik und im Speziellen mit der Topik des Aristoteles auseinander.



St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 854 (vordere Innenseite).
Pergament – 216 Seiten – 21,0 × 17,8 cm – Kloster St. Gallen – 11. Jahrhundert.

Weitere Beschreibstoffe

In dieser Vitrine werden Beschreibstoffe vorgestellt, die im Mittelalter neben Pergament ebenfalls verwendet wurden.

Den Anfang macht ein Wachstafelbüchlein; es nimmt unter den gezeigten Objekten insofern eine Sonderstellung ein, als die Wachstafel nicht für die endgültige Niederschrift längerer Texte genutzt wurde, sondern für Notizen oder Konzepte. Die in die Vertiefung einer Holztafel eingelassene Wachsschicht wurde mit dem Griffel beschrieben. Waren die Notizen nicht mehr aktuell, so liess sich das Wachs mühelos glätten und erneut beschreiben. Ausgestellt ist ein Wachstafelbüchlein, vermutlich mit Notizen eines Klosterbeamten aus dem 15. Jahrhundert (Cod. Sang. 1091).

Bevor das Pergament sich im Verlauf der Spätantike als Beschreibstoff durchsetzte, war es üblich gewesen, auf Papyrus zu schreiben. Dieser Beschreibstoff wurde in Ägypten erfunden; Ägypten hatte auch das Monopol auf die Herstellung, da die Papyrusstauden, aus deren Mark das Material besteht, nur dort wuchsen. Streifen von Papyrusmark wurden in zwei im rechten Winkel zueinander verlaufenden Schichten übereinandergelegt und gepresst. Üblicherweise wurden die so entstandenen Papyrusstücke zu Rollen zusammengeklebt. Zum Beschreiben verwendete man nur die Innenseite der Rolle, da dort die Rippen der Papyrusstreifen in Schreibrichtung verlaufen und so beim Schreiben nicht stören. Ausgestellt sind zwischen Glasplatten gefasste Einzelblätter einer Papyrushandschrift aus Südfrankreich (Cod. Sang. 226).

Im Spätmittelalter wurde nach und nach das Pergament durch Papier verdrängt. Seinen Ursprung hat die Erfolgsgeschichte des Papiers in China, wo der chinesische Staatsbeamte Ts'ai Lun um 105 n. Chr. das bereits seit rund zweihundert Jahren verwendete Verpackungsmaterial Papier so weiterentwickelte, dass auf ihm auch geschrieben werden konnte. Das aus Pflanzen- und Textilfasern hergestellte Papier wurde etwa ab dem 5. Jahrhundert der allgemein übliche Beschreibstoff in China.

Von dort aus trat das Papier seinen Siegeszug im Westen an. Zunächst verbreiteten sich sowohl das Material selbst als auch das Wissen um seine Herstellung im 8. Jahrhundert im arabischen Raum – einerseits über die grossen Handelswege wie die Seidenstrasse, andererseits vermittelt durch chinesische Kriegsgefangene. Über Nordafrika und Spanien breitete sich die Kunst der Papierherstellung langsam in ganz Europa aus. Erste Papiermühlen wurden in Spanien im 12. Jahrhundert gegründet; in Deutschland und der Schweiz wurde Papier erst seit dem späten 14. bzw. frühen 15. Jahrhundert hergestellt, allerdings wurde schon vorher importiertes Papier verwendet. Als Beispiele für Papier werden ein chinesischer Druck aus dem 18. Jahrhundert in Leporelloform (Cod. Sang. 1144) und das Wappenbuch des St. Galler Fürstbists Ulrich Rösch aus dem späten 15. Jahrhundert (Cod. Sang. 1084) gezeigt.

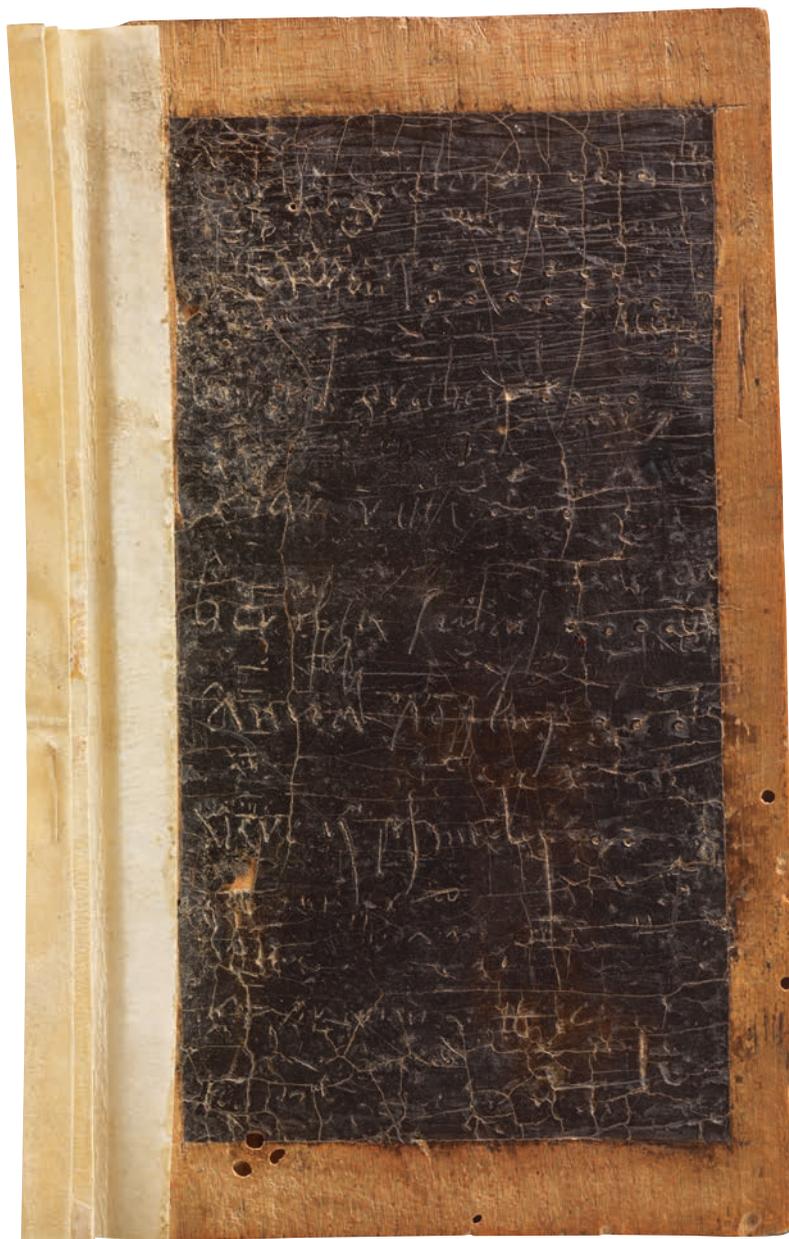
Wachstafeln

Das «Notizbuch» der Antike und des Mittelalters war die Wachstafel. Eine Holztafel (seltener eine Elfenbeintafel) mit einer Vertiefung wurde mit Wachs ausgegossen, und die Wachsfläche wurde mit einem Griffel beschrieben. Der Griffel bestand meistens aus Metall, konnte aber auch aus Holz oder Knochen hergestellt werden. Er hatte ein spitzes Ende, mit dem geschrieben wurde, und ein breiteres, oft spatelförmiges, manchmal auch verziertes Ende. Mit dem flacheren Ende des Griffels konnte der Schreiber das Wachs wieder glätten, wenn er den notierten Text nicht mehr brauchte. So liess sich eine Wachstafel immer wieder beschreiben. Manchmal war in der Wachstafel eine Vertiefung für den Griffel ausgespart oder der Griffel wurde mit einer Schnur an der Tafel festgebunden. Die Tafel selbst hatte mitunter einen Haltegriff, an welchem sie auch am Gürtel befestigt werden konnte.

Wachstafeln wurden entweder einzeln verwendet oder zu kleinen «Büchern» aus zwei (Diptychon) oder mehr Tafeln zusammengebunden. Von letzterer Form leitet sich die Bezeichnung *Codex* für die aus mehreren Lagen Pergament oder Papier zusammengebundene Handschrift ab – das lateinische Wort *codex/caudex* bedeutet ursprünglich «Baumstamm», kann aber auch die in Holz eingelassenen Wachstafeln bezeichnen.

Bildliche Darstellungen von Wachstafeln findet man nicht zuletzt in mittelalterlichen Handschriften. Auch in einer Handschrift der Stiftsbibliothek St. Gallen ist eine Wachstafel zu sehen, nämlich im Hartker-Antiphonar, Cod. Sang. 390 (s. unten S. 65). Der Schreiber, dem Gregor der Grosse die Choralmelodien diktiert, notiert sie zunächst auf einer Wachstafel, wie am Griffel eindeutig zu erkennen ist. Auch archäologische Grabungen haben Wachstafeln aus Antike und Mittelalter zu Tage gefördert – besonders berühmt sind die Funde aus Siebenbürgen und Pompeji aus dem 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. Und schliesslich sind in manchen Archiven und Bibliotheken noch heute Wachstafeln aus dem Mittelalter erhalten, so auch in der Stiftsbibliothek St. Gallen. Unter der Signatur Cod. Sang. 1091 versteckt sich ein Büchlein aus sechs Wachstafeln. Das Wachs ist schwarz eingefärbt. In die vorderste Tafel ist nur auf der Rückseite Wachs eingelassen, so dass sie als Buchdeckel dient. Alle übrigen Tafeln sind auf beiden Seiten mit Wachs beschichtet, auch die hinterste – man kann daher vermuten, dass mindestens eine Tafel (das Pendant zur vordersten) verlorengegangen ist.

Leider lassen sich die eingeritzten Buchstaben kaum entziffern – Rundungen, die sich im Wachs schwer schreiben lassen, werden in senkrechte Striche aufgelöst, so dass die Schrift schwer lesbar ist. Zwar schreibt Wilhelm Wattenbach: «Nach einigen lesbaren deutschen Worten scheinen die 6 Tafeln Bruchstücke des Taschenbuchs eines Klosterbeamten aus dem 15. Jahrh. zu sein», doch belegt er diese Annahme nicht mit entzifferten Wörtern.



St. Gallen, Stiftsbibliothek, Cod. Sang. 1091 (S. 4).

Wachs in Holz – 11 Wachstafelseiten – 15,5 × 12,6 cm – Kloster St. Gallen (?) –
15. Jahrhundert (?).

Papyrus

Der in der Antike übliche Beschreibstoff war der Papyrus. Er besteht aus dem faserigen Mark der Papyrusstaude; zur Herstellung werden geschälte Papyrusstengel in Längsrichtung in dünne Streifen geschnitten. Die Streifen werden in zwei Lagen rechtwinklig aufeinandergelegt und zusammengepresst. Dabei reicht der pflanzen-eigene Saft als Bindemittel aus, ein Verleimen der beiden Lagen ist nicht nötig.

Die auf diese Weise entstehenden Papyrusquadrate wurden in der Antike üblicherweise zu langen Streifen zusammengeleimt, wobei die Fasern bei allen Quadraten in dieselbe Richtung zeigten, und zu einer Rolle (Rotulus) aufgerollt. Lediglich die Innenseite der Rolle mit den horizontal, also in Schriftrichtung verlaufenden Fasern wurde beschrieben. Daher bezeichnet man die beschriebene Innenseite als *recto* (lat. «richtig»), die Aussenseite als *verso* (lat. «umgedreht»). Dass Papyrusrollen ein begrenztes Fassungsvermögen hatten, kann man heute noch am Umfang von «Büchern» in antiker Literatur erkennen; wenn etwa Horaz seine Satiren in zwei Bücher unterteilt, so ist diese Aufteilung wohl nicht zuletzt der Länge einer Papyrusrolle geschuldet.

Papyrus wurde zuerst in Ägypten hergestellt und verwendet; von dort aus verbreitete er sich als Beschreibstoff auch in Griechenland und im römischen Reich. Ägypten hatte aber das Monopol auf die Papyrusherstellung, so dass Papyrus in Griechenland und Rom importiert werden musste. Durch den Umstieg auf Pergament (ab dem 4. Jahrhundert n. Chr.) wurden die europäischen Länder unabhängig von Importen aus Ägypten. Darüber hinaus ist Papyrus ein Beschreibstoff, der sich im heissen und trockenen Klima Ägyptens zwar bewährt hat, unter feuchteren klimatischen Bedingungen – wie sie in den meisten europäischen Ländern herrschen – jedoch wenig haltbar ist. Dennoch hat sich Papyrus als Beschreibstoff vor allem für Urkunden an einigen Orten bis weit ins Mittelalter gehalten – in der Kanzlei der merowingischen Könige bis ins 7. Jahrhundert, in der päpstlichen Kanzlei sogar bis ins 11. Jahrhundert.

Obgleich die Rollenform die übliche Erscheinungsform einer Papyrushandschrift war, gab es seit dem 2. Jahrhundert auch Papyrushandschriften in Codexform. Reste eines solchen Papyruscodex werden in der Stiftsbibliothek St. Gallen unter der Signatur Cod. Sang. 226 aufbewahrt. Die insgesamt 21 auf beiden Seiten beschriebenen Blätter enthalten Teile einer Abschrift der *Synonyma* des Isidor von Sevilla († 636) sowie zwei Schriften mit Ermahnungen an Mönche.

1899/1900 wurden die Blätter einzeln je zwischen zwei Glasplatten gefasst; so sind sie heute vor zu hoher Luftfeuchtigkeit geschützt. Vor allem an den Seitenrändern kann man gut die Fasern des Papyrusmarks und die Laufrichtung der Rippen erkennen. Auf den *recto*-Seiten ist die Schrift klarer als auf den *verso*-Seiten, auf denen die Rippen senkrecht zur Schriftrichtung verlaufen.

St. Gallen, Stiftsbibliothek, Cod. Sang. 226 (S. 3).

Papyrus – I + 21 Blätter – max. 21,8 × 15,6 cm – Südfrankreich – nach 650 – www.cesg.unifr.ch.

asces de lingua e quicquid de re aliena
 alienam unam detrahendo non la-
 teris, de malo alieno ostium non
 quinquines
 non detrahas peccaris sed condole
 quod in alieno detrahas in te pec-
 cas partitiones, detrahas in causa
 unum est, detrahas in causa pecca-
 tum, detrahas in unum est, hoc om-
 nes ne praesidio, hoc omnes
 alium detrahas in se ipsum dicitur
 quando alium detrahas in se
 capiteo atque, siue detrahas
 ad unum te peccata, detrahas
 non ad alienam unam numquam
 detrahas si te ipsum bene pers-
 xeris, detrahas in connectione
 est o sollicitus, detrahas in te
 ridendationem est o intentus,
 detrahentes non audias susci-
 piatibus aut detrahas in te

Chinesisches Papier

China ist die Wiege der Papierherstellung. Allgemein wird die Erfindung des Papiers dem chinesischen Staatsbeamten Ts'ai Lun zugeschrieben und um das Jahr 105 n. Chr. angesetzt. Archäologische Funde zeigen aber, dass schon in der Zeit des Han-Kaisers Wu Di (140–87 v. Chr.) Papier im Gebrauch war. Es diente allerdings zuerst vor allem als Verpackungsmaterial. Anfangs wurde das Papier aus Hanf hergestellt, vielleicht auch aus Seidenfasern, die als Abfälle bei der Seidenherstellung anfielen. In späteren Jahrhunderten kamen Fasern aus Schilfrohr, Maulbeerbäumen, Seidelbast oder Bambus zum Einsatz.

Ts'ai Lun dürfte die Verfahren zur Papierherstellung so verfeinert haben, dass sich das zunächst eher grobe, filzartige Material auch zum Beschreiben eignete. Er verwendete für die Pulpe – den Faserbrei, aus dem das Papier geschöpft wird – Baumrinde, Hanf, Textilabfälle und Reste von Fischernetzen. Diese Fasern waren feiner und verteilten sich gleichmässiger, so dass Papier mit einer glatten Oberfläche entstand, auf dem auch mit Pinseln aus Tierhaaren gut geschrieben werden konnte. Ts'ai Luns Weiterentwicklung wurde am Kaiserhof begeistert aufgenommen. Papier ersetzte so nach und nach die bis dahin üblichen Beschreibstoffe, Bambus, Holz oder Seidengewebe; im 5. Jahrhundert n. Chr. setzte es sich in China endgültig durch.

In der Handschriftensammlung der Stiftsbibliothek befindet sich ein chinesisches Buch auf Papier, das dort eigentlich fehl am Platze ist – es handelt sich nämlich um ein gedrucktes Buch. Der St. Galler Mönch P. Mauritius Müller (1677–1745, Bibliothekar mit Unterbrechungen zwischen 1707 und 1738) erwarb es vermutlich in Rom und schenkte es 1738 der Bibliothek. Im «Verzeichnis der Wohltäter der Klosterbibliothek» in Cod. Sang. 1280 heisst es hierzu (Original lateinisch): «Der Bibliothek wurde ein von Pater Mauritius erworbenes Buch hinzugefügt, das Jo, einem Götzen der Chinesen [geweiht ist], gedruckt in chinesischen Buchstaben und 56 Fuss lang.» Das Buch besteht aus 30 zusammengeklebten, leporelloartig gefalteten Papierstücken.

P. Mauritius Müller liess das Buch vom Dominikanermissionar Carolus Horatius a Castorano untersuchen und vermerkte, es handle sich um «Lobpreisungen und Gebete an den Götzen Jo, voll von Falschheiten und Aberglauben, und daher hat dieses Buch bei Christen keinen Nutzen, sondern nur bei den Götzendienern». Weniger voreingenommen identifizierte der Sinologe Urs App im Jahr 1996 den Text als das 7. Kapitel aus dem *Sûtra von den Namen des Buddhas*, einer heiligen Schrift des chinesischen buddhistischen Kanons. In diesem Text werden die tausend Namen des Buddha aufgeführt und zu jedem Namen «die heilsame Wirkung von dessen Rezitation erklärt». Angesichts des sehr dünnen Papiers vermutet App, dass «dieses Faltbuch weniger zum Lesen und Rezitieren als vielmehr zum Aufbewahren auf einem Hausaltar oder dergleichen bestimmt war.»

*St. Gallen, Stiftsbibliothek, Cod. Sang. 1144 (S. 87/88).
Papier – 136 Seiten auf 30 zusammengeklebten, leporelloartig
gefalteten Papierstücken – 35,3 × 11,5 cm, Gesamtlänge 15,65 m –
China – frühes 18. Jahrhundert.*

六千四百佛

卷七



有善就樂因佛往降伏龍初肆暴
金剛力士以杵頭之龍殿佛授以五
戒百佛供養佛以其影住於窟中經
五百年影亦說法

供養蓮華池毒龍

十八

南無無光勝佛 南無大莊嚴王佛
 南無大智幢佛 南無日藏佛
 南無梵自在佛 南無無畏上勝山王佛
 南無智雞兜佛 南無餘依止瑠聲王佛
 南無智炬住持佛 南無過一切世間佛

五戒弟子
江福悟
捐貲刊

Papier im Abendland

Von China aus verbreitete sich die Kunst der Papierherstellung in zwei Richtungen – einerseits nach Osten, nach Korea und Japan, andererseits nach Westen. Über den wichtigen Handelsweg der Seidenstrasse gelangte Papier nach Zentralasien und ins islamische Reich. Eine weit verbreitete Überlieferung besagt, dass im Jahr 751 chinesische Papiermacher bei einer Schlacht am Fluss Taras in Taschkent von arabischen Truppen gefangenengenommen, nach Samarkand gebracht und als Kriegsgefangene gezwungen wurden, ihr Wissen weiterzugeben. Da der Maulbeerbaum, welcher den Hauptbestandteil des chinesischen Papiers lieferte, im arabischen Raum nicht wuchs, mussten seine Rindenfasern durch ein neues Material ersetzt werden. An ihre Stelle traten in der arabischen Papierherstellung Hadern (Lumpen).

Über Nordafrika gelangte die neue Kunst nach Spanien, das teilweise unter arabischer Herrschaft stand. Die erste spanische Papiermühle ist im 12. Jahrhundert in der Nähe von Valencia bezeugt. Nach und nach verbreitete sich das Wissen im gesamten christlichen Abendland, zunächst in Italien und Frankreich. In Italien wurde auch die Methode der Papierherstellung modifiziert: Anstelle von flexiblen Schöpfsieben aus Schilf oder Bambus wurden Siebe aus Metalldraht verwendet, die fest mit einem Holzrahmen verbunden waren. Dadurch liess sich das Arbeitstempo beim Schöpfen erhöhen. An den Metallsieben wurden Drahtfiguren angebracht – etwa in Form von Tieren, Buchstaben oder Werkzeugen –, deren Umrisse als Wasserzeichen im fertigen Papier sichtbar wurden. Da die Drahtformen sich mit der Zeit abnutzten und regelmässig ersetzt werden mussten, lassen sich Papiere aufgrund ihrer Wasserzeichen recht gut datieren. Auf einigen Seiten der ausgestellten Handschrift kann man deutlich Wasserzeichen in Form von Ochsenköpfen und Weintrauben erkennen.

Die älteste datierte Papierhandschrift der Stiftsbibliothek St. Gallen, Cod. Sang. 695, stammt aus dem Jahr 1354. Ihr Papier wurde in Italien hergestellt (in der Schweiz gab es erst ab 1411 Papiermühlen). Ausgestellt ist aber nicht dieser älteste Papiercodex, sondern das Wappenbuch des St. Galler Fürstabts Ulrich Rösch (Cod. Sang. 1084). Dieses wurde um 1470 vermutlich in der Werkstatt von Hans Ingeram in Heidelberg im Auftrag eines geistlichen Herrn aus Süddeutschland geschaffen. Abt Ulrich Rösch (1463–1491) erwarb es in den 1480er Jahren und liess durch den Winterthurer Maler Hans Haggenberg Wappen aus dem Schweizer Raum ergänzen. Insgesamt 1626 Wappen enthält der Codex: Bischöfe, Königshäuser, Herzöge, Grafen und andere Adelige sind vertreten. Daneben findet man auch Fantasiewappen, etwa der Heiligen Drei Könige. Auf der abgebildeten Seite ist der Wappenbaum des Hauses Habsburg zu sehen (gemalt vermutlich von Hans Haggenberg). Die Buchstaben neben den Wappen verweisen auf die Bildlegende auf der gegenüberliegenden Seite.

*St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 1084 (S. 1).
Papier – 341 Seiten – 28–28,5 × 20–20,5 cm – Heidelberg (?) –
um 1470 – www.cesg.unifr.ch.*



Schreiber in Wort und Bild

Die mittelalterlichen Schreiber des Klosters St. Gallen werden primär über die Texte, die sie abgeschrieben haben, greifbar. Mehr oder weniger individuell, mit viel oder wenig Erfahrung im Schreiben, das Lateinische gut oder weniger gut beherrschend, sorgfältig die Buchstaben formend oder eher nachlässig, so präsentieren sie sich in den Codices. Doch gibt es auch Elemente in den Handschriften, die einen direkteren Zugang zu den Schreibern ermöglichen und die beim modernen Betrachter fast den Eindruck erwecken, er könne dem schreibenden Mönch über die Schulter schauen.

Ein solches Element sind die Federproben (*probationes pennae*), die man in sehr vielen St. Galler Handschriften auf den ersten und/oder letzten Seiten findet. Mit einzelnen Buchstaben, vielleicht einem Alphabet, einem oder wenigen Wörtern, einem ganzen Satz oder Vers probierten die Schreiber eine neu zugeschnittene Feder oder frische Tinte aus, schrieben sich vor einer längeren Schreibaarbeit ein oder kritzelten vielleicht einmal auch nur zum Zeitvertreib. Im Laufe des Jahres werden mehrere Handschriften mit Federprobenseiten gezeigt (Cod. Sang. 14, 86, 105 und 830; ZB Zürich, Ms. C 129).

Auch Schreibersprüche lassen den heutigen Leser einen Blick auf die Arbeit des Schreibens erhaschen. Die Schreibersprüche, bald ans Ende eines Werks gestellt, bald an den Rand einer Seite geschrieben, sprechen oft von den Mühen des Abschreibens. Klagen über die körperlich anstrengende Arbeit des Kopierens wurden mitunter aus der abgeschrieben Vorlage übernommen; sie sind dann zwar nicht individuell formuliert, doch konnte der Mönch, der sie kopierte, die Seufzer sicher unterschreiben. Auch Dankbarkeit über ein abgeschlossenes Werk äussern die Schreiber, oder sie bitten um Verzeihung für eventuelle Fehler. Auch hier werden im Jahresverlauf mehrere Handschriften gezeigt (Cod. Sang. 28, 143, 243 und 623).

Ein Gefühl für den Wert der mittelalterlichen Codices geben die Diebsverwünschungen, die in manche besonders wertvollen Handschriften eingetragen wurden. Oft sind sie mit einer Widmung der jeweiligen Handschrift an den hl. Gallus verbunden – diese Widmung dient gleichzeitig als Besitznachweis des Klosters St. Gallen. Die Diebsverwünschungen sind in liturgischen Handschriften aus St. Gallen vor allem auf Zierseiten zu finden und dienen regelrecht als Zierelement. Ausgestellt werden im Wechsel Cod. Sang. 19, 46 und 376.

Schliesslich werden Schreiber mitunter auch bildlich dargestellt. Dabei ist zu unterscheiden zwischen Autorbildern (des Evangelisten Matthäus in Cod. Sang. 1395, der vier Mitspsalmisten Davids in Cod. Sang. 20 und Gregors des Grossen in Cod. Sang. 390) und Schreiberbildern, die den Kopisten der entsprechenden St. Galler Handschrift zeigen (Hartker in Cod. Sang. 390). Im Wechsel mit den drei Handschriften wird ein Augsburger Petrarca-Druck von 1532 mit Holzschnitten, die Schreiber und Bücher zeigen, ausgestellt.

Federproben in St. Galler Handschriften

Einen aussergewöhnlichen Einblick in die mittelalterliche Welt der Schreiber (Mönche) erlauben uns die auf erste oder letzte Seiten von Handschriften hingeworfenen Eintragungen. Solche Eintragungen können auch am Anfang oder am Ende von Konvoluten stehen, die später zu Büchern zusammengebunden wurden. Die ersten und/oder letzten Seiten von Handschriften wurden bewusst von Text freigehalten; sie dienten einerseits als Schutz- und Schmutzblatt, und andererseits nutzten die Schreiber diese Blätter häufig dazu, um ihre Feder auszuprobieren oder ihre Hand «einzuschreiben». Diese verschiedenartigen Eintragungen, die zeitlich auch durchaus weit auseinander liegen können, werden in der Fachsprache «Federproben» oder – wie es die St. Galler Mönche in mehreren Codices in der ihnen geläufigen lateinischen Sprache niederschrieben – *probationes pennae* genannt. Was dabei aus den Köpfen der Schreiber aufs Pergament floss, ist kulturgeschichtlich teilweise von hohem Interesse, kann aber auch von eher belangloser Natur sein. Künstlerisch mehr oder weniger begabte Mönche versuchten sich vielleicht zum Zeitvertreib an einer Federzeichnung, andere schrieben das in der Klosterschule Gelernte in die Codices nieder, vielleicht das Alphabet, den Beginn eines Hymnus oder Gebete, die sie täglich zu sprechen pflegten.

Im Laufe der Ausstellung werden fünf Seiten aus verschiedenen Handschriften mit Federproben wechselweise je rund zwei Monate ausgestellt, die an dieser Stelle kurz vorgestellt werden.

Ein Sammelsurium der unterschiedlichsten Eintragungen bietet die Schulhandschrift Cod. Sang. 830 aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts, die in engem Zusammenhang mit dem St. Galler Mönch und Geschichtsschreiber Ekkehart IV. steht. Auf der Seite 489 hat ein Schreiber einen stolzen Löwen und den Kopf eines Mannes, wohl eines mit Schnurr- und Kinnbart ausgestatteten Mönchs, gezeichnet. Ein weiteres Gesicht und ein Löwe sind weniger gut gelungen (oder war es ein anderer Zeichner?). Im unteren Teil der Seite nimmt der Schreiber den Beginn von Versen Ekkeharts IV. zu den *Septem Artes Liberales* (den Sieben Freien Künsten) auf, die auf der gegenüberliegenden Seite stehen (*Explicit egregie memorandum dogma sophie*). Oben finden sich in der Forschung nicht bekannte Hexameter, die auf den Löwen von Juda als Christussymbol Bezug nehmen.

Am unteren Rand der Seite 1 der Handschrift Nr. 105 (Inhalt: Sulpicius Severus, Vita des hl. Martin und weitere Texte) brachte ein Mönch wohl um das Jahr 1000 eine Federprobe an, die zusammen mit dem Federprobeneintrag auf Seite 1 von Codex 30 gemeinhin unter dem Begriff «St. Galler Spottvers» bekannt ist. Der althochdeutsche Text lautet: *ue ueru taz ist spiz / taz santa tir tin fredel ce minnon*; die Übersetzung in die Sprache von heute lautet: «*veru* – das heisst Spieß, das sandte dir dein Geliebter zur Minne (aus Liebe / als Liebesgabe / zum liebenden Gedenken)». Die Deutung und Interpretation des Spruchs lässt einige Fragen offen, aber es dürfte sich allem Anschein nach um einen obszönen Liebesvers handeln. Das Wort *fredel* für «Geliebter» würde, wissen Altgermanisten, ausschliesslich bei sexuellen Beziehungen verwendet.



St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 830 (S. 489).
Pergament – 490 Seiten – 23 × 19 cm – Mainz / St. Gallen – 1. Hälfte des
11. Jahrhunderts – www.cesg.unifr.ch.

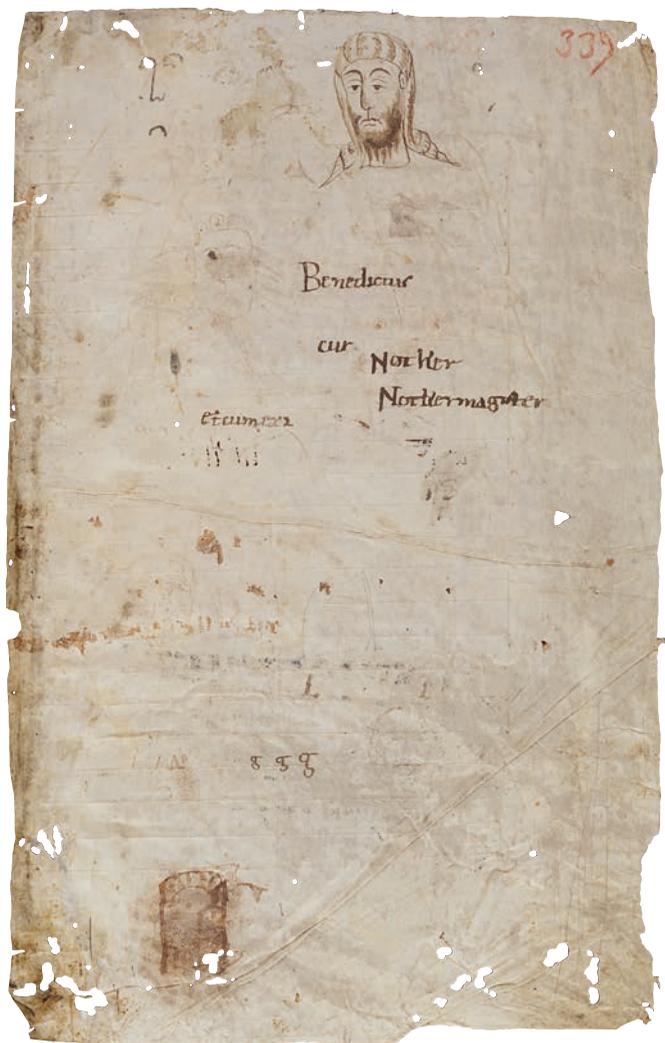
In der alttestamentlichen Handschrift Nr. 14, die mit einiger Wahrscheinlichkeit auf Seite 331 auch einen vom berühmten Mönch Notker Balbulus († 912) eigenhändig geschriebenen Text enthält, ist auf einer mit vielen Löchern durchsetzten Federprobenseite hinten auf Seite 338 zweimal der Namenszug *Notker* genannt, einmal mit dem Beiwort *magister* ergänzt. Darüber ist das im Kloster häufig verwendete Wort *Benedictus* lesbar. Der von seiner künstlerischen Qualität her hervorstechende Inhalt der Seite ist eine exzellent gearbeitete Federzeichnung des Anlitzes eines Mönchs. Ob da wohl ein jüngerer Mitbruder ein Porträt des Notker Balbulus geschaffen hat? Oder ist es Christus? Neben einem weiteren misslungenen Versuch, ein Gesicht zu zeichnen, und drei Buchstaben g sind ansatzweise auch eingeritzte und nur schwach mit Tinte ausgeführte Zeichnungen sicht-, aber nicht richtig identifizierbar.

In der aus St. Gallen stammenden Sammelhandschrift Ms. C 129 der Zentralbibliothek Zürich, die 2006 leihweise auf unbestimmte Zeit wieder an den Ort ihrer Entstehung zurückgekehrt ist, findet sich hinten auf fol. 106^v eine ganze Reihe verschiedenster Eintragungen, ausschliesslich in Form von Texten oder (besser gesagt) Textanfängen. Ein Mönch führte hier Anfänge von Gesängen aus der Eucharistiefeier (*Nimis honorati sunt amici ...; Volo pater ut ubi ego sum*, nach Io 17, 24) an, teilweise mehrfach. Der damals in den Schule fleissig gelernte Alphabetvers *Adnexique globum zephyri freta kanna secabant* («Und die aschgrauen Meerengen durchschnitten die Masse des [an Sizilien] hängenden Zephyrium[-Gebirges]»), eine hexametrische Paraphrase zu einer Textstelle aus dem Werk *De chorographia* des Geographen Pomponius Mela, ist gleich zweifach erkennbar, einmal davon fast vollständig. In diesem Vers treten alle Buchstaben des lateinischen Alphabetes zumindest einmal auf. Den Mönchen des Klosters St. Gallen war dieser Vers sehr vertraut, findet er sich doch als Federproben in weit über zwanzig Handschriften, oft allerdings nur der Anfang davon. In derselben Handschrift findet sich auf dem sonst leeren Blatt fol. 102^v eine Textpassage aus den *Bucolica*, den Hirtengedichten Vergils, die einmal mehr beweist, dass geeignete Texte der klassischen Antike im Mittelalter intensiv gelesen und studiert wurden: *Omnia vincit amor et nos cedamus amori* («Die Liebe besiegt alles, lasst auch uns der Liebe nachgeben»; Vergil, *Eclogae*, 10, 69).

Auf der leeren Rückseite der Titelseite zur lateinischen Fassung der «Pseudo-Klementinen» in Cod. Sang. 86 brachte ein Mönch die Federzeichnung eines sich in die Höhe reckenden Tieres an, das (vergrössert) als Titelfigur und Maskottchen die Ausstellung «Schafe für die Ewigkeit» begleitet. Ein Schaf ist das so schwungvoll gezeichnete Tierchen definitiv nicht. Aber was ist es für ein Tier? Ein Fabelwesen? Eine Mischung aus Hund und Pferd? Ob das Tier der Phantasie eines St. Galler oder eines Einsiedler Mönchs entsprungen ist, wissen wir nicht. Beides ist möglich. Kunsthistoriker weisen die Titelseite auf der Vorderseite der Federzeichnung klar dem jungen Einsiedler Skriptorium aus der Zeit um 950/970 zu. Allerdings befand sich der Codex gemäss einem Besitzvermerk oben auf derselben Seite (*liber sancti galli*) im Spätmittelalter im Kloster St. Gallen. Wann er aber dorthin gelangte, wissen wir nicht; das könnte durchaus auch bereits im 10. oder frühen 11. Jahrhundert der Fall gewesen sein. Auf derselben Seite findet sich in hellerer Tinte im unte-

ren Teil eine auf die Ewigkeit anspielende Federprobe *Ut laeti patriam possimus adire perennem* («Auf dass wir froh ins ewige Vaterland eingehen können»). Nicht als Federprobe einordnen kann man hingegen die sechs Zeilen Text unten links, die eine Textpassage aus den *Recognitiones* der «Pseudo-Klementinen» wiedergeben (Clemens Romanus, *Recognitiones* I, 32: [im]mineret universo orbi terrarum; pro amicitiiis ...).

Mit «Pseudo-Klementinen» bezeichnet man einen um 230 in griechischer Sprache entstandenen umfangreichen Apostelroman, der in zwei verschiedenen Fassungen, den *Homiliae* und den *Recognitiones*, von den Reisen des Petrus, seinen Kämpfen mit Simon Magus und der Bekehrung des Apostelschülers Klemens von Rom durch Petrus erzählt. Klemens berichtet darüber, was er als Begleiter des Petrus erlebt und gesehen hat. Der griechische Text wurde später von Rufinus von Aquileia († 410) ins Latein übersetzt. [K. S.]



St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 14 (S. 339).

Pergament – 340 Seiten – 31,5 × 20,5 cm – Kloster St. Gallen – erstes Drittel und letztes Viertel des 9. Jahrhunderts – www.cesg.unifr.ch.

lib' scti galli.



mmer & uniuersū orbi t̄rāpū p̄amiciaſ
 q̄b' erat ei familiaritas cū dō. cui bene
 placuerat. uniuersū mundū ne p̄p̄tē
 p̄tē eripuit. Ab inicio t̄m c̄ctis omb
 erantib'. ipse cū aſte c̄c̄ astroloḡ ex
 ratione & ordine stellarū agnoſcere

Schreibersprüche

Einen Einblick in die Welt der mittelalterlichen Schreiber geben neben den Federproben auch die Schreibersprüche, die mitunter am Ende eines Werks oder auf den Seitenrändern stehen. Dort geben die Schreiber ihrer Dankbarkeit über den Abschluss ihres Werks Ausdruck, klagen über die Mühe des Schreibens, bitten ihre Leser um Nachsicht bei Fehlern oder – als Lohn für ihre Arbeit – um Fürbitte bei Gott. Manchmal sind diese Schreibersprüche individuell formuliert, oft aber findet man denselben Schreiberspruch, vielleicht mit leichten Varianten, in mehreren Handschriften. Dabei gibt es einige Sprüche, die so beliebt waren, dass Schreiber in ganz Europa sie verwendeten. Im Laufe des Jahres werden vier Handschriften mit Schreibersprüchen ausgestellt.

In Cod. Sang. 143, einer Handschrift aus dem 9. Jahrhundert mit der Schrift *De genesi contra manichaeos* des Kirchenvaters Augustinus, steht auf der letzten Textseite (S. 166) unter dem *Explicit* eine lange Bitte des anonymen St. Galler Schreibermönchs, sorgfältig in nach unten schmaler werdender Form arrangiert:

Quisquis enim hunc codicem lectioni optimis sensibus florentem duxeris dignum, imperito scriptori, si quid ob incuriam deesse nancisceris, ueniam tribuito atque aptando dimissa uel radendo superflua dicito: Omnipotens genitor tribuat bona digne operanti. Amen.

«Wer immer diesen Codex, der an ausgezeichneten Gedanken Überfluss hat, für der Lektüre würdig erachtet: Verzeih dem unerfahrenen Schreiber, wenn du feststellst, dass aufgrund seiner Nachlässigkeit etwas fehlt, füge das Ausgelassene hinzu oder radere das Überflüssige aus und sage: Der allmächtige Schöpfer belohne den, der würdig arbeitet. Amen.»

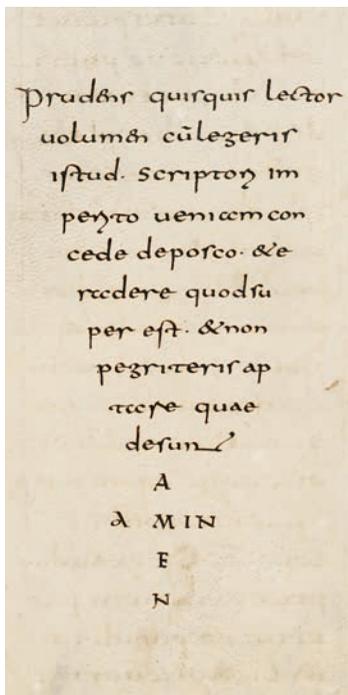
Dass ein Schreiber sich als unerfahren stilisiert und vorsichtshalber um Verzeihung für eventuelle Fehler bittet, ist ein nicht seltener Topos im Mittelalter. Hier scheint aber der Spruch nicht ganz realitätsfern zu sein: Betrachtet man den ganzen Codex, so findet man eine Reihe von Korrekturen von einer Hand des 11. Jahrhunderts. Und dieser spätere Mönch, der die Handschrift verbessert und kommentiert hat, liess es sich nicht nehmen, sogar im Schreiberspruch eine Korrektur anzubringen: Die Form *nancisceris* ist zu *nactus fueris* korrigiert. In streng klassischem Latein wären beide Formen grammatikalisch nicht korrekt, allerdings ist die Verbesserung gemäss mittelalterlichem Sprachgebrauch richtig. Der Korrektor hatte also recht, als er diese Änderung anbrachte (auch wenn sie gerade an dieser Stelle fast wie eine Ohrfeige für den ohnehin schon demütigen Schreiber wirkt). Immerhin bemerkte derselbe Kommentator des 11. Jahrhunderts darunter in Grossbuchstaben *Factum bene* («Gut gemacht») – nur um dann noch hinzuzufügen: *Omnipotens genitor parcat non digna parenti* («Der allmächtige Schöpfer sei gnädig dem, der Unwürdiges fabriziert»).

166
 dubitatione ueritatis. & sine
 aliquo preiudicio diligentio
 ris tractationis. que mihi ui
 debantur. exposui; AMEN.
 & PLICIT LIBER. SE CYRUS.
 DE GENESI. DO GRATIUS.

Quisquis enim hunc codicem lectioni. optimis
 sensibus florentem. duxeris dignum. Imperio
 scriptori. siquid ob inuentionem de esse ^{na} ^{factus}
 eius. ueniam tribuito. atque aptando
 dimissa. uel radendo superflua. di
 cito. Omnipotens genitor
 tribuat bona digne
 operanti; amen.

F A C T U M E S T
 Omnipotens genitor pareat non digna parati.

Eine inhaltlich gleiche Bitte, ansatzweise in Hexametern geschrieben, steht auch in Cod. Sang. 28, einer Handschrift mit alttestamentlichen Büchern (S. 262). Auch dort hat sich der Schreiber mit der Gestaltung Mühe gegeben, die Zeilen verjüngen sich nach unten und laufen trichterartig in ein kreuzförmiges, doppeltes *Amen* aus:



St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 28 (S. 262, Ausschnitt).
Pergament – 265 Seiten – 37 × 24 cm –
Kloster St. Gallen – 1. Drittel des
9. Jahrhunderts – www.cesg.unifr.ch.

Prudens quisquis lector, volumen cum legeris istud, scriptori imperito veniam concede deporco, et eradere quod superest, et non pegriteris aptare quae desunt. AMEN («Kluger Leser, der du dieses Buch liest: Ich bitte dich, verzeih dem unerfahrenen Schreiber, radiere aus, was überflüssig ist, und zögere nicht, hinzuzufügen, was fehlt. Amen»).

Eine weit verbreitete Klage eines Schreibers findet man in einer vermutlich nicht in St. Gallen entstandenen Abschrift der *Collectio canonum Hibernensis*, einer Sammlung kirchenrechtlicher Texte aus Irland, Cod. Sang. 243 (S. 254):

Ego Eadberct hunc librum [...] non sine corporis labore depingens opitulante deo ad finem usque perduxi. Qui nescit scribere, non putat esse laborem. Tres enim digiti scribunt, totum corpus laborat [...] («Ich, Eadberct, habe dieses Buch nicht ohne körperliche Mühe geschrieben und mit Gottes Hilfe zu Ende gebracht. Wer nicht schreiben kann, denkt nicht, dass es eine Arbeit sei. Drei Finger schreiben nämlich, der ganze Körper müht sich ab»).

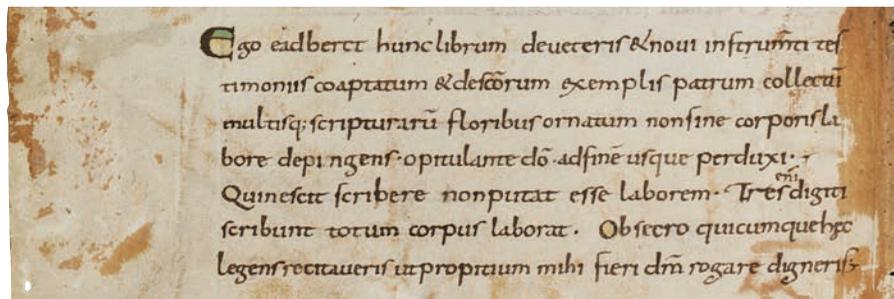
Betrachtet man Schreiberdarstellungen in mittelalterlichen Codices, so lässt sich diese Klage sofort nachvollziehen: Im Mittelalter hielten

Schreiber die Feder nur mit drei Fingern, und vor allem stützten sie die Hand nicht auf dem Pergament ab, sondern hielten sie in der Luft, was die Anstrengung vervielfacht.

Die meisten Schreibersprüche in St. Galler Codices sind lateinisch, doch gibt es auch volkssprachliche Einträge. Cod. Sang. 623 (Auszüge aus der verlorenen Weltgeschichte des römischen Historikers Pompeius Trogus) enthält unten auf der letzten Textseite (S. 209) einen althochdeutschen Schreiberspruch, aus dem die Erleichterung über das Ende des mühsamen Schreibens spricht: *Chumo kisceib filo chumorkipeit*. Ildefons von Arx (Stiftsbibliothekar 1824–1833) fügte darunter die Übersetzung hinzu: «Mit Mühe geschrieben, noch mühsamer das Ende erwartet.»

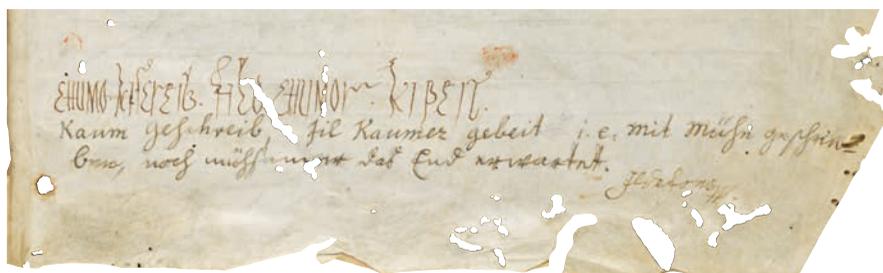
Gleich mehrere Schreibersprüche in altirischer Sprache stehen auf den Seitenrändern der Priscian-Grammatik, Cod. Sang. 904 (vgl. S. 108). Ein Schreiber bemerkt stolz, wie schnell er geschrieben hat («Diese Seite ist nicht sehr langsam geschrieben», S. 195b), andere beklagen sich über Pergament und Tinte («Das Pergament ist

rau und das Schreiben», S. 195a; «Neues Pergament, schlechte Tinte, ich sage nichts mehr», S. 217; «Die Tinte ist dünn», S. 248b), Kälte («Ein Segen für die Seele des Fergus. Amen. Ich habe kalt», S. 114) oder Schmerzen in der Hand («Ach, meine Hand», S. 176b).



St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 243 (S. 254).

Pergament – 254 Seiten – 28,5 × 21 cm – Kloster St. Gallen (?) – 1. Hälfte des 9. Jahrhunderts – www.cesg.unifr.ch.



St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 623 (S. 209).

Pergament – VIII + 212 Seiten – 30 × 21,5–22 cm – Kloster St. Gallen (?) – 9. Jahrhundert – www.cesg.unifr.ch.

Diebsverwünschungen

Handschriften waren für mittelalterliche Klöster ein kostbarer Besitz. Daher stellten sie stets auch eine grosse Verlockung für Diebe dar. Um zu verhindern, dass die Handschriften gestohlen wurden, griffen die St. Galler Mönche zu zwei verschiedenen Massnahmen: Sie legten Bücher an die Kette oder schrieben Diebsverwünschungen in die Codices.

Ein Beispiel für ein sogenanntes Kettenbuch (*liber catenatus*) ist der Folchart-Psalter, Cod. Sang. 23 (s. Vitrine 5, S. 72). Am hinteren Buchdeckel ist eine Eisenkette befestigt, mit welcher der Psalter fest mit dem Lesepult, auf dem er lag, verbunden wurde. So konnte er nicht von seinem Ort entfernt werden.

Auf weniger «handgreifliche» Weise funktionieren die Diebsverwünschungen, die in einigen St. Galler Handschriften stehen. Sie sollen potentielle Diebe durch ihre Strafandrohungen abschrecken. Drei Codices mit Diebsverwünschungen werden im Laufe des Jahres im Wechsel in der Ausstellung gezeigt.

Ein wichtiges Element in einer Diebsverwünschung ist – neben der Drohung mit einer Strafe – ein Hinweis auf den Ort, an dem die Handschrift bleiben soll. Heutzutage weisen Exlibris oder Bibliotheksstempel auf die Besitzer von Büchern hin; die Mönche des Klosters St. Gallen erwähnten zum selben Zweck den hl. Gallus in ihren Diebsverwünschungen. Wenn einem Dieb angedroht wird, er werde im Falle eines Raubes nicht gemeinsam mit Gallus in die ewige Seligkeit eingehen, dann ist das nicht nur eine ernstzunehmende Drohung (deren Tragweite für moderne Betrachter nur noch schwer zu ermessen ist), sondern gleichzeitig ein unmissverständlicher Verweis auf den Besitzer des Buchs, den hl. Gallus und damit das Kloster St. Gallen.

So ist etwa im oben erwähnten Folchart-Psalter, Cod. Sang. 23, auf S. 134/135 ein Distichon zu lesen: *Auferat hunc librum nullus hinc omne per aevum, / Cum Gallo partem quisquis habere velit* («Niemand, der mit Gallus [an der ewigen Seligkeit] teilhaben will, soll dieses Buch jemals von hier rauben»). Die Verse stehen am oberen Rand der Doppelzieseite zu Psalm 51. Sie sind in goldenen Buchstaben geschrieben und in einen breiten hellblauen Rahmen mit schmalem rotem Rand eingefasst. Auf S. 236/237 steht ein weiteres Distichon: *Istic perdurans liber hic consistat in evum, / praemia patranti sint ut in arce poli* («Dieses Buch soll in alle Ewigkeit hier bleiben, auf dass in der Himmelsburg derjenige, der es hergestellt hat, seinen Lohn empfangen»). Der Folchart-Psalter, eine der wertvollsten Handschriften der Klosterbibliothek St. Gallen, war also auf doppelte Weise vor Diebstahl geschützt: durch eine Diebsverwünschung und eine starke Eisenkette.

Dieselben vier Verse wie im Folchart-Psalter sollen auch das Hartker-Antiphonar, Cod. Sang. 390/391, vor Räufern schützen. Sie rahmen dort das Widmungsbild in Cod. Sang. 390 (vgl. hierzu S. 61 und 64).

St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 23 (S. 134).
Pergament – 368 Seiten – 37,6 × 28,7 cm (Seiten beschnitten) –
Kloster St. Gallen – zwischen 864 und 883 (wohl 872–883) –
www.cesg.unifr.ch.

134
AU FERAT HUNC LIBRUM NULLUS HINC OMNE PÆUUM:

IN FINI INTELEC
TVS IPSI DAVID
CVM VENIT DE C
IDVMEVS ET AD
NVNTIAVIT SAVI
ET DIXIT ILLI ECCE
VENIT DAVID IN
DOMV ABIMELECH

In Cod. Sang. 376, einem prachtvollen Codex aus der Mitte des 11. Jahrhunderts mit Gesängen für die Messe (Graduale, Tropar und Sequentiar), stehen gleich drei Diebsverwünschungen an verschiedenen zentralen Stellen im Gradualteil der Handschrift. Sie umfassen jeweils zwei metrische Verse – zwei Hexameter oder einen Hexameter und einen Pentameter – und sind als Schriftbalken am oberen Rand einer Doppelseite geschrieben. Auf S. 82/83, zu Beginn des Gradualteils, steht über einem Bild Gregors des Grossen auf der linken und dem Anfang des Introitus zum ersten Adventssonntag auf der rechten Seite: *Auferat hunc Gallo librum per saecula nemo / pena vindictae rapientem nam ferit ipse* («Niemand soll in alle Ewigkeit dieses Buch dem Gallus rauben, denn dieser selbst trifft den Dieb mit rächender Strafe»). Eine Variante dieser Drohung steht über der Doppelseite mit Gesängen am Karfreitag und dem Bild des Gekreuzigten (S. 190/191): *Galle pater, librum quisquis tibi subtrahat istum, / ni cito restituat crimine digna luat* («Vater Gallus, wer immer dir dieses Buch raubt: Wenn er es nicht schnell zurückgibt, soll er eine gerechte Strafe erleiden»). Auf der Doppelseite zum Osterfest mit dem Bild des Auferstandenen und dem Introitus und Graduale am Ostersonntag (S. 198/199; S. 199 hier abgebildet) ist der Fluch mit einer Widmung des Buchs an Gallus verbunden: *Hoc opus acceptum tibi sit, pie Galle, per aevum / At si quis rapiat, raptum numquam bene vertat* («Dieses Werk sei dir, gütiger Gallus, in alle Ewigkeit willkommen. Aber wenn jemand es raubt, so soll er den Raub niemals zum Guten wenden»). Anders als auf den beiden anderen Doppelseiten haben die Verse in Goldschrift hier keinen purpurfarbenen Hintergrund.

Es war aber nicht nur wichtig, Handschriften vor Raub zu schützen. Fast ebenso wichtig war es, nachzuweisen, dass andernorts geschriebene Codices sich rechtmässig in der Bibliothek des Klosters St. Gallen befanden – und eben nicht gestohlen waren. Der Goldene Psalter (Cod. Sang. 22), der um 870 grösstenteils vermutlich an der Hofschule Kaiser Karls des Kahlen in Soissons geschrieben und an seinem neuen Bestimmungsort St. Gallen um 900 ergänzt wurde, ist eine solche auswärtige Handschrift, die ihre neue Heimat in St. Gallen fand. Entsprechend wurde in St. Gallen auf der ersten Seite ein Besitzernachweis mit Diebsverwünschung eingetragen (S. 1; ohne Abbildung): *Nemo me credat omnino furatum, / Sed fideliter hactenus fuisse reservatum / Non dubitet autem iram Dei periculosius incurrere / Si quis me presumat a sancti Galli sinibus spoliando auferre* («Niemand soll glauben, ich sei gestohlen worden, sondern vielmehr, dass ich bisher treulich [hier] aufbewahrt worden bin. Und man soll nicht daran zweifeln, dass jeder, der sich erdreistet, mich dem Schutz des hl. Gallus räuberisch zu entreissen, Gefahr läuft, von Gottes Zorn getroffen zu werden»).

AT SI QVIS RAPIAT RAPTUM NUNQUAM BINE PERTAT



ESUR

REXI

EVADO

BUO

TECUM SVM AZLEZUA POSU
ISTI SUPER ME MANUM TVAM ALLE LUIA MI
rabilis facta est scientia tua alleluia alleluia. P. Domi
ne probasti me & cognovisti me tu cognovisti sessionem me
am & resurrectionem meam

RG haec di es quam fecit dominus exultemus
& laetemur in ea

Confitemini domino quoniam in saeculum
misericordia eius

ALLE LUIA Pascha nostrum

Mit Diebsverwünschungen versah auch Abt Hartmut (872–883) die Bände der sog. «Kleinen Hartmut-Bibel». Diese Bibelabschrift in zehn Bänden liess der sehr bibelinteressierte Hartmut für sein privates Studium anfertigen. Jeweils am Anfang oder Ende eines Bandes trug er vier Verse in Hexametern ein. Darin fasst er knapp den Inhalt des Bandes zusammen, widmet die Handschrift dem hl. Gallus und droht Dieben mit der Pest, tausend Geisselhieben, einem Buckel oder der Krätze. Allerdings scheinen Hartmuts Diebsverwünschungen nur mässig abschreckend gewirkt zu haben – von den ursprünglich zehn Bänden befinden sich heute nur noch sechs in St. Gallen (Cod. Sang. 7, 19, 42 [?], 46, 50 [?] und 68). Zwei weitere werden in London und Stuttgart aufbewahrt, die letzten beiden sind verschollen. Ausgestellt werden die Bände mit dem *Psalterium iuxta Hebreos* (der Übersetzung der Psalmen aus dem Hebräischen durch den Kirchenvater Hieronymus, Cod. Sang. 19) und den Büchern der Propheten (Cod. Sang. 46). Hartmuts Verse mit Inhaltsangabe, Widmung und Diebsverfluchung lauten in diesen Bänden wie folgt:

*Hoc ego psalterium, quod iure vocatur hebreum,
Hartmotus Gallo donavi pectore laeto.
Auferet hoc si quis, damnetur mille flagellis
Iudicioque dei succumbat corpore pesti.*

«Diesen Psalter, den man zu Recht den ‹hebräischen› nennt, habe ich, Hartmut, freudigen Herzens Gallus geschenkt. Wenn jemand dieses [Buch] raubt, so soll er zu tausend Geisselhieben verurteilt werden und als Gottesgericht der Pest zum Opfer fallen» (Cod. Sang. 19, S. 134).

*Ezechiel et bissemi Danihelque prophetę
Hoc textu scripti fulgent simul atque ligati,
Hartmotus Gallo quos contulit abba beato.
Si quis et hos aufert, gyppo scabieque redundet.*

«Ezechiel, die zwölf [kleinen] Propheten und Daniel strahlen in diesem Text, gemeinsam geschrieben und miteinander verbunden. Abt Hartmut hat sie dem seligen Gallus geschenkt. Wenn jemand sie raubt, so wird er einen Buckel bekommen und über und über von Krätze bedeckt werden» (Cod. Sang. 46, S. 4).

*St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 19 (S. 134).
Pergament – 138 Seiten – 23,5 × 19 cm – Kloster St. Gallen –
3. Viertel des 9. Jahrhunderts – www.cesg.unifr.ch.*

*St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 46 (S. 4, Ausschnitt).
Pergament – 376 Seiten – 24 × 17 cm – Kloster St. Gallen – um
872–883 – www.cesg.unifr.ch.*

in misericordia unktionis sue.

Fixati in ca boni et magni et non
fuit bene placitum in eis dno.

Existat obuia alienigenae et ma
lexit mihi in stimula cruris sui.

Ego autem cuius in xpo ab ipso gladio
amputavi caput eius et abstuli
obprobrium defiliis suis.

SEPHARTALLIM
QUOD INTERPRETIATUR
VOLUMEN YMNORUM.
EXPLICIT.

Hoc ergo psalterium quod iure uocat hebreum

Harmotus gallo donam pectore laeo

Auferet hoc si quis damnatur mille flagellis

Iudicioq; di succumbat corpore pesti

**ORDO QUALITER LIBRI
PSALMORUM PER DIUER
SOS DIUITUR AUCTORES.**

IN PRIMIS QUI PERTINENT PROPRIE AD D.

HISUNT III. IIII. V. VI. VII. VIII. IIIII. XXI.

XII. XIII. XIII. XV. XVI. XVII. XVIII. XVIII.

XX. XXII. XXIII. XXIII. XXV. XXVI. XXVII.

XXVIII. XXVIII. XXX. XXXI. XXXIII. XXXIII.

XXXV. XXXVI. XXXVII. XXXVIII. XXXVIII.

XL. LI. LI. LI. LI. LI. LI. LI. LI. LI.

LIII. LX. LXI. LXIII. LXIII. LXVII. LXVIII.

LXVIII. LXXX. C. CII. CIII. CIII. CIII.

CXXI. CXXII. CXXX. CXXXII. CXXXVI.

CXXXVI. CXXXVII. CXXXVIII. CXXXVIII.

CXL. CXLII. CXLII. CXLIII. CXLIII. SIMUL. LXXXII.

QUIS IN ITITULIS SUNT. I. II. XXXII. XLII.

LXX. XC. XCII. XCII. XCIII. XCIV. XCV. XCVI. XCVII.

XCVIII. CII. CCV. CXLVI. SIMUL. LXXVI.

QUI CUM TITULIS TAMEN SINI AUCTOR.

XXI. LXV. LXVI. LXVII. XCI. XXXIII. CI. CCIII.

CCX. CCXII. CCXXII. CCXXV. CCXXVII. CCXXVIII.

CCXXI. CCXXIII. SIMUL. XVI.

IN FILIIS CHORI. XLII. XLIII. XLIII.

XLV. XLVI. XLVII. XLVIII. LXXXII. LXXXII.

LXXXVI. LXXXVII. SIMUL. XXI.

IN ASAPH. XLVIII. LXXII. LXXIII. LXXV.

LXXVI. LXXVII. LXXVIII. LXXVIII. LXX.

LXXXI. LXXXII. SIMUL. XII. X.

Ezechiel & bissem dazhelq; pphete
Hoc textu scripta fulgenti similatq; ligati
Harmotus gallo quos contulit abbabean
Siquis & hos aufert gypso scabieq; redundat

Schreiberbilder

Darstellungen von Schreibern sind in Handschriften der Stiftsbibliothek St. Gallen relativ selten. Da die Seiten mit den Schreiberbildern zu den häufig gezeigten Exponaten der Stiftsbibliothek gehören und daher nur kurze Zeit ausgestellt werden können, wird im Verlauf des Jahres neben drei Handschriften auch ein Frühdruck zu sehen sein.

Das älteste Schreiberbild der Stiftsbibliothek wurde um 800 entweder in Irland oder von irischen Mönchen auf dem Kontinent gemalt. Es zeigt den Evangelisten Matthäus und gehörte wohl einst zu einem Evangeliar, also zu einem Buch mit allen vier Evangelien. Ob und wann das Evangeliar als vollständige Handschrift nach St. Gallen kam, ist nicht bekannt. Im ältesten Bibliothekskatalog des Klosters St. Gallen aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts, Cod. Sang. 728 (vgl. unten S. 110) ist unter den Codices in irischer Schrift weder ein Evangeliar noch ein Matthäus-Evangelium erwähnt. Vom Evangeliar ist nur noch das Blatt mit der Matthäus-Darstellung enthalten. Auf der Rückseite des Bildes stehen altirische und lateinische Beschwörungsformeln gegen verschiedene Krankheiten. Diese wurden später im 9. Jahrhundert auf die ursprünglich frei gebliebene Rückseite eingetragen.

Der Evangelist Matthäus sitzt auf einem Stuhl, ein noch unbeschriebenes Pergamentblatt scheint über seinen Knien zu schweben. In der rechten Hand hält der Evangelist eine Feder, vermutlich aus Schilfrohr. Die schwarze Farbe der Federspitze lässt vermuten, dass er sie soeben in ein Tintengefäß eingetaucht hat. Dieses scheint an der Lehne des Stuhls befestigt zu sein. In der linken Hand hält der Evangelist ein Federmesser, welches einerseits dazu dient, die stumpf gewordene Feder wieder zuzuspitzen, andererseits dazu, fehlerhafte Buchstaben auf dem Pergament abzuschaben (zu «radieren»). Unter dem Stuhl liegen zu einem Bündel zusammengebundene Ersatzschilfrohre (noch nicht zu Federn zurechtgeschnitten) und zwei Schriftrollen. Der geflügelte Mensch am rechten Bildrand, das Evangelistensymbol des Matthäus, hält ein Buch in den Händen.

Im Fall des Evangelisten Matthäus auf dem irischen Einzelblatt ist die dargestellte Person nicht der Schreiber der Handschrift, in der sich das Bild befindet, sondern der Autor – und gleichzeitig Schreiber – des Textes, der dem Codex zugrundeliegt. Ein solches Bild schreibender Autoren findet man auch im Wolfcoz-Psalter, Cod. Sang. 20. Der Psalter, eine über Jahrhunderte viel benutzte Handschrift, ist nach dem St. Galler Mönch Wolfcoz I. benannt, der sich zwischen 813 und 828 urkundlich nachweisen lässt. Auf der ersten Seite sind die vier Mitspalmisten Davids, die Chorleiter Asaph, Eman, Ethan und Idithun, abgebildet. Sie werden in der *Origo prophetiae David*, einer Einleitung zum Psalter, erwähnt. Von dieser Einleitung ist die erste Seite nicht mehr erhalten; auf ihr befand sich wohl auch ein Bild Davids, in dessen Richtung die vier Mitspalmisten schauten. Diese sitzen an Schreibpulten; jeder von ihnen hat ein aufgeschlagenes Buch vor sich. Die Schreiber auf der rechten Seite scheinen gerade zu arbeiten, während die Schreiber links die Feder sinnierend in der Luft halten.

Ein Autorbild und ein Widmungsbild des Schreibers enthält das zwischen 990 und 1000 geschriebene Hartker-Antiphonar, Cod. Sang. 390/391. Bis zum 12. Jahrhundert waren die beiden Codices zusammengebunden; sie werden daher im Folgenden wie eine Handschrift behandelt. Cod. Sang. 390/391 enthält die Gesänge des Stundengebets (Offizium) für das ganze Kirchenjahr und ist die älteste vollständig mit St. Galler Neumennotation versehene Offiziumshandschrift. Wie der Wolfcoz-Psalter, so ist auch dieser Codex nach einem St. Galler Mönch benannt – Hartker († 1011), der gut dreissig Jahre als Rekluse eingemauert in einer Zelle im heutigen Stadtteil St. Georgen lebte.

Hartker ist auf S. 11 auf einem Widmungsbild dargestellt. In demütiger Geste überreicht er sein mit Buchschliessen an Schmal- und Längsseite sorgfältig geschlossenes Buch dem hl. Gallus. Dieser ist durch den Nimbus eindeutig als Heiliger gekennzeichnet; er nimmt das Antiphonar gnädig entgegen, mit einer Segensgeste, welche die Hand Gottes in der rechten oberen Ecke reflektiert und den Segen Gottes weitergibt. Zur Buchübergabe und Widmung an Gallus passen die Verse im Rahmen ober- und unterhalb der Miniatur; sie enthalten eine Diebsverwünschung und eine Bitte des Schreibers um Lohn im Himmel (vgl. hierzu den Abschnitt über Diebsverwünschungen, oben S. 54–59).

Das Widmungsbild mit der Darstellung des Schreibers Hartker – der gemäss jüngeren Forschungen allerdings das Antiphonar nicht alleine geschrieben hat – wird ergänzt durch eine Miniatur Gregors des Grossen (S. 13). Der Papst, dem im Mittelalter die «Erfindung» des Gregorianischen Chorals zugeschrieben wurde, diktiert einem Schreiber, was ihm die Taube des Heiligen Geistes ins Ohr flüstert. Der Schreiber notiert die Melodien auf einer Wachstafel (vgl. hierzu oben S. 34). Wenn man genau hinschaut, kann man erkennen, dass auf der Wachstafel tatsächlich Neumen geschrieben sind.



St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 1395 (S. 418).
Pergament – 1 Blatt – 22 × 17,5 cm – Irland oder irisch geprägtes
Kloster auf dem Festland – Ende des 8. Jahrhunderts –
www.cesg.unifr.ch.



St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 20 (S. 1).
Pergament – 362 Seiten – 30,5 × 23,5 cm – Kloster St. Gallen –
um 820/30 – www.cesg.unifr.ch.



St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 390 (S. 11 und 13).
 Pergament – 194 Seiten – 22 × 16,5 cm – Kloster St. Gallen –
 um 990–1000 – www.cesg.unifr.ch.

73



1532 erschien in Augsburg unter dem Titel *Von der Artzney bayder Glück, des gûten und widerwertigen* die erste deutsche Übersetzung von Francesco Petrarcas Abhandlung über Glück und Unglück, *De remediis utriusque fortunae*. In Form eines Dialogs zwischen Freude bzw. Schmerz/Furcht und Vernunft versucht im ersten Teil des Buchs die Vernunft nachzuweisen, dass alles Glück des Menschen nichtig ist. Im zweiten Teil tröstet sie über Unglücksfälle hinweg.

Im Augsburger Druck von 1532 beginnt jedes Kapitel mit einem Holzschnitt. Der Künstler ist namentlich nicht bekannt; nach der Petrarca-Ausgabe, seinem Hauptwerk, trägt er den den Beinamen «Petrarca-Meister».

Drei Holzschnitte mit Abbildungen von Schreibern und Büchern enthält der Druck. Der erste stellt einen Dichter oder Gelehrten – Petrarca – in seiner Schreibstube dar und begleitet eine kurze Vita Petrarcas. Interessanterweise zeigt das Bild Petrarca nicht beim Dichten, sondern beim Abschreiben: Vor ihm auf einem Pult ist ein grosses Buch aufgeschlagen, aus dem Petrarca kopiert. Eine Haltevorrichtung markiert gleichzeitig die abzuschreibende Zeile. Neben dem Dichter steht ein Tintenfass, eine Ersatzfeder liegt bereit.

Kapitel 43, *Von menge und vile der bücher*, beginnt mit der stolzen Feststellung der «Freude»: *Ich hab vil Bücher*. Die Vernunft hingegen verdammt das Büchersammeln und verweist auf die Bibliothek des ägyptischen Königs Ptolemäos Philadelphos in Alexandria, die mit ihren 50'000 Bänden vollständig verbrannte. Diese Geschichte illustriert der Holzschnitt; er zeigt einen König, der sich von einem Buchhändler ein kostbares Buch präsentieren lässt. In den Regalen stehen weitere Bücher. Einige sind aufgeschlagen und lassen den sorgfältig mit Linien umrahmten Schriftspiegel der Seiten erkennen, andere sind in ihren prachtvollen Einbänden zu sehen. Gut sichtbar sind bei einigen Büchern auch die Metallbeschläge auf den Buchdeckeln (an den vier Ecken und in der Mitte), Verzierungen des Ledereinbands, Buchschliessen und die Bünde, die sich unter dem Lederrücken abzeichnen. Das Buch ganz rechts vorne ist als *liber catenatus* mit einer Metallkette an das Pult angebunden. Drei kleine Lederstücke, an den Seitenrändern befestigt, dienen als Lesezeichen. Im Hintergrund legt ein Junge Feuer an die Bücherreihen: Der Künstler deutet hiermit das Ende der Bibliothek von Alexandria und die Nichtigkeit des Buchbesitzes an.

Das darauffolgende Kapitel handelt *Von Geruch der dichter, oder beschreyber der bücher*. Die Vernunft bezeichnet hier das Bücherschreiben als eine *unhaylpare krankheit*. Illustriert wird das Kapitel mit einer Innenansicht einer professionellen Kopistenwerkstatt. Zwei Schreiber (im Vordergrund) arbeiten an schrägen Schreibpulten, während im Hintergrund der Inhaber der Werkstatt mit einem Käufer verhandelt. Fertige Bücher liegen und stehen auf den Tischen. Mit einer Schnur sind Pergament- oder Papierlagen in verschiedenen Grössen an der Wand befestigt.

St. Gallen, Stiftsbibliothek, Bandsignatur 18'235 (ungezählte Seite, fol. LVI^r und LIX^v).

Francesco Petrarca, *Von der Artzney bayder Glück, des gûten und widerwertigen*, Augsburg: Heinrich Steiner, 1532.

Francisci Petrarche leben/auff das kürzest begriffen.



Franciscus Petrarcha / Der fürtreffentlich vnd
Hochgeleert man/Als Raphael Volaterranus schreibt/ Ist in dem
Dorff Amisa bey Florenz/Nach Christi vnser lieben Herrenge-
burt/ Tausent Drey hundert vnd im Vierdten Jar / Bey der re-
gierung Paps Benedicti / des namens des Aylfften / vnd des Römischen
Königs Albrechts von Osterreich/des namens des Erstten/geboren worden.
Seyn Vatter hat auch Petrarcha gehayssen/Vñ nach dem er in eyner auffzue-
vertryben wurde /ist er gen Aretiu gezogen/vñ hat sein vnmündigē sun mit im
genommen/ Derhalben vngezweiffelt der Petrarcha von etlichē für ein Aretiner
gehalten vñ genant ist worden. Da er in tugendē vñ lernung mit grossen lobe
vñ zünemē/vñ benoz in der Poeterey auffgewachsen ist/Als er sich nu ergeben
het/nimmer mer in sein heymet wider zükömen/hat er sich gen Animo in Franck-
reich gewödet/ Vñ mit der zeit ein klein heüßlein in einem lustigen thal erkaufft/
sich darein gesetzt/vñ daselbst studiert. Darnach ist er zü König Ruprecht von
Neapels

Des guten Glücks.

LVI

Von menge vnd vile der bücher / das

XLIII. Capitel. Freud.



Ich hab vil Bücher. Vernunft. Ey wie gantz süg
lich entspringt von disen dingen vsach zu reden / dann zu gleicher
weis / als etliche Bücher zu zucht / also auch andere zu rümrigkeit /
die Bücher süchen / Es sind etlich die disen seyten zieren ire kamern
mit büchern / wöllliche doch zu zierd der gemüth erfunden ist / sollend gleich wol
nicht anderst diser bücher sich gebrauchen / dan der ehrenen gefäß / gemalter taf
len / geschniter Bylder / vn̄ anderer ding / dauon hievor rede geschehen ist / Man
syndt vnderweilen in ansehung der bücher dem geytze anhangen / yha der aller
bösesten mit dem rechten werdt der bücher / sonder für den werd schätzende / dz
ist ein böses / wiewol neues gisft / vnnd das nechst hievor geachtet wirdet / den
vbungen der Keychen zu gegenn kommen sey / On dem ein werckzeug der bez
gyrlichkeit vnd on kunst zu gewachsen ist. Freude. Ich hab ein miltreiche der
bücher samlung. Vernunft. Das ist ein wunsame / yedoch ein lustige burde vn̄
wunsams des gemüts zestrewen. Freud. Gros ist die menge meiner bücher.
Vernunft. Dabey ist auch gros die menge der arbeit / vnnd armüt der rüwe /
yegund müst du here / dann dort hyn / dein vernunft wenden / yez in dem / dan
in einem andern / dein gedechtnus durch forschon / soll ich dir sagen was du wilt /
die bücher haben / die etliche zu küst / etliche zu vnsinigkeit gefürt haben / dieweil
sie mere in sich fassend dann sie dewen mügen / der widerwill hat gleich wie den
mägen / also auch den kunstreichen vernunftten offermals mer dan der hunger
Kü schadet /

Das Erst buch/von Artzney



VJe mainstu aber im seyn / das ich selbs bücher mache oder schreib. Vernunft. Dises ist ein offenbarliche vermaylgen de vnhaylpere franchtheit / yeder man vndersteht sich des ampts / bücher zu machen / das doch wenigen verlihen / vnd ein einiger mit disem vber. dehefft / vergiffet vil ander / Dann es ist ein ding nach zühän / gemain / Aber recht zu treffen / hoch schwere / Hierumb wechset täglich die zal sollicher franken / darbey auch nimpt. vberhande die krafft & franchtheit / täglichs aber nachuolgen werden jr mer / schreiben böfllicher dann leychter ist / weder er folgen / Der spruch des weysen Mans / Der Hebieyer ist hüpsch mit der that er farn / mit der zeit künsttig noch klärer / also lautent vil bücher zu machen / hat kein ende. Freud. Ich schreib bücher. Vernunft. Wolte Gott das sich die menschen hielten in irem selbs zyle / vnd die ordnung der ding so auf fräuel der tödlichen zerbricht setz bestendig belib / so schreiben die ihenen so es wissen vnd vermügel / die andern lesen / oder zühöreten / dann es ist ein kleine lustigkait des gemüts et was zünerstehen / es sey dann sach / das die vermessene hand eyle zu der federn / Vnd so etwo einer ein stückli eins büchs vermeint verstanden habe / oder sich beduncken laßt / vö stundan geacht werde / bücher zu dichten geschickt sein / Wolte Gott das am gedechtnus haftet / der aing vnses Ciceronis spruch geschub / vber die thür seines lusthauß / zu Tusculam / vnd domit niemant verborzen belib an einem scheynparn vnd offenbarn ort gestelt / dann er spricht / Geschehen mag es / das etwo enier ein ding recht mayn / kan aber das / so er maint gänglich nit auf

5. VITRINE

Die Ausstattung der Handschriften durch Buchschmuck: Initialen – Miniaturen – Federzeichnungen – Bordüren

Die meisten St. Galler Handschriften sind schmucklose Gebrauchshandschriften; einige wenige sind mehr oder weniger opulent mit Buchschmuck ausgestattet.

Diejenige Disziplin der Buchausstattung, in der die St. Galler Mönche eine hohe Meisterschaft erreichten, war die Initialornamentik. Die besondere Auszeichnung von Anfangsbuchstaben (Initialen) geht auf die Spätantike zurück. Die Initialen sollten (durch ihre Grösse, durch ihre Farbigkeit, durch die Kunstfertigkeit ihrer Ausführung) den Blick sofort auf sich ziehen, den Text gliedern und den Leser gewissermassen führen. Vom 9. bis 11. Jahrhundert waren im Kloster St. Gallen immer wieder Künstlermönche tätig, die Initialen von hohem Niveau zu zeichnen verstanden. Die Initialen im Evangelium longum (Cod. Sang. 53, vgl. S. 87) oder im Gundis-Evangelistar (Cod. Sang. 54) beispielsweise sind von exzellenter Qualität, und es fanden dazu auch wertvollste Materialien, Gold und Silber, Verwendung. Den absoluten Höhepunkt erreicht die St. Galler Initialmalerei im Folchart-Psalter (Cod. Sang. 23).

In der Ausstattung der Handschriften mit Bildern, der so genannten Miniaturmalerei, erreichte das Skriptorium des Gallusklosters nicht dieselbe hohe Qualität. Auf diesem Gebiet war es primär die Reichenauer Schreib- und Malschule, die zwischen ca. 950 und ca. 1050 häufig als Auftragsarbeiten hochrangiger Würdenträger Werke von Weltrang schuf. Die bekanntesten frühen Werke mit Miniaturen, die in der Stiftsbibliothek überliefert sind, das irische Evangeliar (Cod. Sang. 51) oder der Goldene Psalter (Cod. Sang. 22), wurden in auswärtigen Skriptorien, in Irland oder in Soissons, geschrieben und gemalt. Ihre besten Werke bezüglich Miniaturmalerei schuf das Skriptorium des Klosters St. Gallen unter Reichenauer Einfluss im 11. Jahrhundert, als beispielsweise zwei Sakramentare (Codd. Sang. 340 und 341) oder das prachtvolle Messgesangbuch Cod. Sang. 376 (vgl. S. 56) entstanden.

Federzeichnungen sind einfachere Formen der Buchillustration; sie begegnen uns in St. Galler Handschriften bereits ab der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts. Es sind mit Feder oder Tusche ausgeführte Zeichnungen, die unkoloriert sein können, aber sehr häufig auch mit lavierend aufgetragenen Farben koloriert wurden. Als Beispiel dient ein Werk mit unkolorierten Federzeichnungen, der *Edelstein* des Ulrich Boner, eine im Spätmittelalter weit verbreitete Fabelsammlung (Cod. Sang. 643).

Seit dem 12. Jahrhundert wurden die leeren Randleisten in den Handschriften ebenfalls zu Zierzwecken genutzt. Diese Art der Illustrierung, die Ränder mit Pflanzenornamentik, mit Blumen, Blüten, Blättern, Halbfiguren, Tieren und kleineren Miniaturen zu schmücken, erreichte in den Stundenbüchern des 15. und frühen 16. Jahrhunderts ihre absoluten Höhepunkte. Stellvertretend für die Illustration der Randleisten mit Bordüren steht das Widmungsexemplar des Alexanderromans an Herzog Albrecht von Bayern und seine Gemahlin (Cod. Sang. 625). Bordüren findet man auch in Cod. Sang. 369 und Cod. Sang. 503ab (Vitrine 1, vgl. S. 12 und 18).

Spätkarolingische Initialkunst vom Feinsten im Folchart-Psalter

«Die Schreibstube auf deutschem Gebiet aus der karolingischen Zeit, die in der Initialornamentik die glänzendsten Werke geschaffen hat, ist St. Gallen. Hier ist in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts eine Reihe von Handschriften entstanden, die das alte Bandwerk in Gold und Silber mit feinstem Stilgefühl und vornehmstem Glanz vorführen... Das berühmteste Werk der Schule ist der Folchart-Psalter» (Löffler/Milde, S. 126).

Eine Überschrift auf den ersten beiden Initialzierseiten des Psalters nennt den Schreiber (oder zumindest den Hauptorganisator) des Werks: *Hunc praeceptoris Hartmoti iussa secutus / Folchardus studuit rite patrare librum* («Dieses Buch hat, den Willen des Lehrers Hartmut befolgend, Folchart nach rechter Art zu vollenden sich gerne bemüht»). Nach dem Mönch Folchart wird der Psalter heute benannt, und die Namen Hartmut und Folchart helfen, den Psalter zeitlich einzuordnen.

Illustriert ist der Folchart-Psalter auf den Seiten 7 bis 14 mit einer in Gold und Silber auf Purpur (Ersatzpurpur aus Flechten; zu den verwendeten Farben vgl. S. 76–79) geschriebenen Allerheiligenlitanei. Die Litanei ist in ein doppelbogiges Arkadensystem eingefügt. Die Arkaden sind in vielfältiger Abwandlung durch pflanzliche, geometrische und einige tierische Formen (kletternde Tiere) geschmückt, und in den insgesamt 16 Lünetten der Doppelarkaden finden sich zwölf Halbfiguren sowie vier Bilder aus dem Leben Davids, des vermeintlichen Schöpfers der Psalmen.

Aber der Folchart-Psalter verdankt seinen Ruhm in erster Linie den kunstvollen, gegen 200 verschiedenartigen Initialen mit Pflanzendekor, karolingischem Flechtwerk und Fabeltieren, die Folchart und sein Skriptorium zu Beginn der 151 Psalmen und der daran sich anschließenden Cantica ausführten. Jede der in Gold, Silber und Flechtenpurpur ausgeführten Initialen ist ein Kunstwerk für sich. Als herausragende karolingische Kulturleistungen präsentieren sich vor allem die vier Doppelzierseiten zur Psaltervorrede des Hieronymus und zu Beginn der Psalmen 1, 51 und 101, die dem Betrachter, so Christoph Eggenberger 1998, buchstäblich «den Atem verschlagen». Die Doppelzierseite zu Beginn der Hieronymus-Vorrede beginnt mit einer eleganten P-Initiale in Gold und Silber auf Purpurgrund, während die B-Initiale zu Beginn des 1. Psalms (*[B]eatus vir*) in Gold auf Silbergrund geschrieben ist. Absoluter Höhepunkt des Werks ist die Q-Initiale zu Beginn des 51. Psalms (*[Q]uid gloriaris in malitia*), die von Kunsthistorikern als das Beste und Perfekteste bezeichnet wird, was spätkarolingische Initialkunst geschaffen hat. Zur Abbildung gelangt die in Gold und Silber auf Purpurgrund gehaltene D-Initiale (*[D]omine exaudi orationem*) zu Beginn des 101. Psalms, die das letzte Drittel des Psaltertexts einleitet. Florale und geometrische Elemente dominieren, aus dem oberen und unteren Ende der D-Initiale züngelt ein Tierkopf. Oben liest sich das Ende einer auf den Seiten 236 und 237 aufgezeichneten Bitte des Schreibers oder Auftraggebers (vgl. S. 54).

St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 23 (S. 237).
 Pergament – 368 Seiten – 37,6 × 28,7 cm (Seiten beschnitten) –
 Kloster St. Gallen – zwischen 864 und 883 (wohl 872–883) –
www.cesg.unifr.ch.



Miniaturen in einem St. Galler Sakramentar des 11. Jahrhunderts

Als «letzte Zeugen der vom 8. bis gegen das Ende des 11. Jahrhunderts reichenden buch künstlerischen Tätigkeit St. Gallens» bezeichnet der Kunsthistoriker Anton von Euw in seinem Monumentalwerk «Die St. Galler Buchkunst vom 8. bis zum Ende des 11. Jahrhunderts» zwei Sakramentare, die um oder nach 1050 unter Abt Nortpert (1034–1072) geschaffen wurden. Dieser war aus dem ostbelgischen Kloster Stavelot (Stablo) an die Spitze der St. Galler Mönchsgemeinschaft gesetzt worden, um das Galluskloster zu reformieren und strengere Lebensformen durchzusetzen.

Die beiden Sakramentare, Cod. Sang. 340 und Cod. Sang. 341, zeichnen sich in verschiedenster Hinsicht aus: durch ihre sorgfältige Schrift, durch einige Prachtinitialen und durch fünf (Cod. 340) bzw. vier (Cod. 341) Miniaturen von aussergewöhnlicher Qualität (zu den verwendeten Farben vgl. S. 80–81). Die Handschrift Nr. 341, von der hier die Rede sein soll, enthält ein Kalender (S. 3–18), ein Breviarium (S. 19–34) und im Hauptteil ein Sakramentar (S. 36–738). Aus dem Sakramentar pflegte der zelebrierende Priester am Altar jeweils die von ihm gesprochenen Gebete, die Orationen (liturgische Gebetsformeln), die Präfation (Dankgebet) und den Kanon (eucharistisches Hochgebet) zu lesen. Weil das Sakramentar dem Opfergeschehen, dem zentralen Element der Eucharistiefeyer, am nächsten lag, fand es stets eine ehrfurchtsvolle und überdurchschnittlich reiche Ausstattung. Johannes Duft schreibt in seiner Würdigung dieser Handschrift: «Das Buch ist in Gestalt und Inhalt, in Schrift und Schmuck, in Pergament, Farben und Tinten, welche zweifellos die besten und dauerhaftesten waren, die zur Verfügung standen, ein Ausdruck der innigen Verbindung zwischen Kunst und Kult geblieben. Denn man wusste und befolgte, dass für den Gottesdienst nur das Beste gut genug war, las man doch im 43. Kapitel der Regula sancti Benedicti: ... Nichts darf dem Gottesdienst vorgezogen werden.»

Drei der vier ganzseitigen Miniaturen in diesem Sakramentar beziehen sich inhaltlich auf die Hochfeste des Kirchenjahres, auf die Geburt Christi an Weihnachten, auf die Auferstehung Christi an Ostern (S. 169) und auf die Herabkunft des Heiligen Geistes auf die Apostel an Pfingsten (S. 217). Das vierte ganzseitige Bild, eine auf Goldgrund gemalte Miniatur des gekreuzigten Christus (S. 40) mit Maria und Johannes, leitet zum Höhepunkt der Eucharistiefeyer, zum *Canon missae*, über. Stilistisch erinnern alle Bilder an byzantinische Vorbilder; sie scheinen durch die von ca. 950 bis 1050 geschaffenen Prachtwerke der Reichenauer Buchmalerei beeinflusst.

Die (hier abgebildete) Geburt Christi ist in zwei Bildhälften geteilt. Oben liegt Christus als Wickelkind in einer steinernen Krippe. Links davon sitzt Maria halb aufgerichtet im Wochenbett, während auf der anderen Seite der Krippe Joseph gedankenversunken auf einer Bank sinniert. Zwei Engel verehren das Kind, Ochs und Esel betrachten den Neugeborenen. In der unteren Bildhälfte verkündet der Engel zwei Hirten auf dem Feld, die Schafe hüten, die frohe Botschaft.

*St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 341 (S. 59).
Pergament – 738 Seiten – 25,5 × 19 cm – Kloster St. Gallen –
zwischen 1050 und 1070 – www.cesg.unifr.ch.*



Mit Feder, Pinsel, Gold und Farben – die Techniken der St. Galler Buchmaler

Doris Oltrogge und Robert Fuchs

Mittelalterliche Buchmaler verfügten über verschiedene Techniken, um Handschriften mit Initialen, Zierseiten und Miniaturen auszuschnücken: die Federzeichnung mit brauner oder schwarzer Tinte, die farbige Zeichnung, die flächig kolorierte Zeichnung sowie schliesslich die Deckfarbenmalerei. Die Wahl der jeweiligen Methode war abhängig von den repräsentativen Ansprüchen, denen das Manuskript genügen sollte, daneben von ästhetischen Vorstellungen von Auftraggebern und Künstlern. Unterschiedliche Wünsche und finanzielle Möglichkeiten der Auftraggeber lassen sich zudem am materiellen Aufwand für Farbmittel und Metalle ablesen.

Im Sommer 2013 konnten Maltechnik und Malmaterialien von mehreren karolingischen und ottonisch-salischen Codices der Stiftsbibliothek St. Gallen mit zerstörungsfreien Methoden kunsttechnologisch untersucht werden. Die Metalle und Farbmittel wurden mit der Röntgenfluoreszenztechnik und der Vis-Spektrometrie analysiert, die Maltechnik unter dem Mikroskop detailliert dokumentiert. Einige der neuen Erkenntnisse zum Folchart-Psalter (Cod. Sang. 23) und zum Sakramentar Cod. Sang. 341, den auf den beiden vorangehenden Doppelseiten besprochenen Handschriften, sollen hier erstmals vorgestellt werden.

Der Folchart-Psalter, Cod. Sang. 23

Das Kolorit des Folchart-Psalters wird dominiert von kräftigem Rotpurpur, strahlendem Gold und hell schimmerndem Silber. Die Purpurgründe von Litanei, Zierseiten und Initialen sind mit dem Farbstoff von Flechten gemalt, der von Roccella- oder Ochrolechia-Arten gewonnen wurde. Diese kommen unter anderem im Jura und in den Alpen vor. Flechtenpurpur war die übliche Purpurfarbe in spätantiken und mittelalterlichen Handschriften. Im Folchart-Psalter ist den Initialzierseiten jeweils eine Incipitseite gegenübergestellt, deren in sich gemusterter Purpurgrund kostbare geritzte Seiden evoziert. Hier wurde der Flechtenfarbstoff zunächst relativ dünn aufgemalt und anschliessend unter Aussparung der Ornamente ein zweites Mal in einer opakeren und damit auch dunkleren Schicht aufgetragen (Abb. 1).

Gleich einem Werk der Goldschmiedekunst eröffnet auf S. 31 die goldene, auf silbernem Grund liegende B-Initiale den Psalter-Text (Abb. 2). Leuchtend heben sich die goldenen Ranken in Rahmen und Buchstabenkörper von dem emailartigen dunkel- und hellgrünen, tief- und mattblauen Fond ab. Rote Mennigekonturen begrenzen das Gold. Koloristisch raffiniert sind die dunkleren und helleren Varianten der Grün- und Blautöne gestaltet. Das hellere Blau ist ein mit wenig Bleiweiss und Flechtenpurpur ausgemischter Azurit, das hellere Grün ein Kupfergrünpigment. Ebenso sind auch die dunkleren Varianten angelegt, doch sind sie jeweils mit halbtransparentem Flechtenpurpur überzogen. Wegen der Korrosion des Silbers ist die Beurteilung des dumpf silbrigen Grundes im Binnenfeld der Initiale schwierig. Sicher liegt

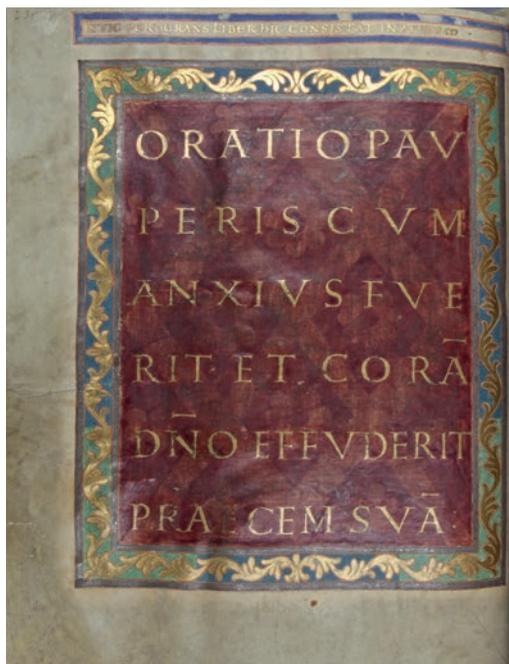


Abb. 1: St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 23 (S. 236). Der purpurne gemusterte Hintergrund der Schrift besteht aus einem zweischichtigen Auftrag des Flechtenpurpurs, wobei das Muster aus der oberen Malschicht ausgespart wurde.



Abb. 2: St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 23 (S. 31). Initialzierseite «Beatus vir». Mit Silbertusche gemalter Hintergrund, Initiale, Zierschrift und Rahmendeckor in Goldtusche. Die goldenen Ornamente in Buchstabenkörper, Binnenfeld und Rahmen sind mit Dunkelgrün (Kupfergrünpigment, mit Flechtenpurpur überfangen), Dunkelblau (Azurit, mit Flechtenpurpur überfangen) und Mattblau (Azurit) hinterlegt.

Abb. 3: Detail aus Abb. 2; Aufnahme in 300-facher Vergrößerung. Gold- und Silberpulver wurden beim Polieren der Metallflächen auf der gesamten Seite verteilt und liegen daher auch auf den grünen, blauen und roten Malschichten.

sowohl Silbertusche als auch Azurit vor. Vermutlich war das Feld zunächst vollständig silbern und wurde anschliessend mit Blau übermalt, um den gesamten Buchstaben stärker von dem umgebenden Silberspiegel abzuheben.

Gold und Silber fanden als Tuschen Verwendung; die Metalle wurden also zunächst zu Pulver verrieben, anschliessend mit einem Bindemittel vermischt und aufgemalt. Die Röntgenfluoreszenz-Analysen ergaben geringe Anteile an Kupfer und Silber in den Goldtuschen sowie einen kleinen Goldanteil in der Silbertusche. Die Betrachtung in hoher Vergrößerung unter dem Videomikroskop brachte des Rätsels Lösung: Es waren nicht etwa unreine Metalle verwendet worden, sondern



Abb. 4: St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 23 (S. 9). Schreibende Autoren. Die Darstellung wurde mit der Feder in dunkelbrauner Tinte gezeichnet, dann ganzflächig mit Lapislazuli, Mennige und Kupfergrünpigment ausgefüllt. Anschliessend wurden mit der Feder in etwas dunklerem Farbton die Binnenzeichnung sowie die bunten Stoffmuster ausgeführt.

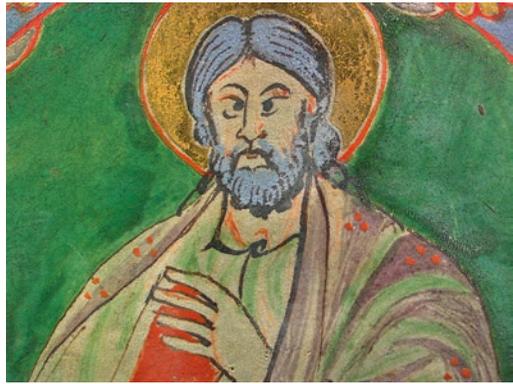


Abb. 5: St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 23 (S. 14). Apostel. Die Darstellung ist mit der Feder in dunkelbrauner Tinte gezeichnet. Gesicht und Hände sind mit wenigen Mennigelinien akzentuiert. Flott und locker gemalte violette (Flechtenfarbstoff) und fast transparente grüne (Kupfergrünpigment) Striche gestalten den Mantel. In der Tunika wirkt der Pergamentgrund als heller Fond, der mit wenigen grünen und roten (Mennige) Akzenten modelliert ist. Der mit opakem Kupfergrünpigment gemalte Hintergrund wurde zuletzt mit kleinen Pinselstrichen ausgeführt, um nicht versehentlich die Darstellung zu überdecken.

beim Polieren wurden feine Partikel von Gold und Silber auf der gesamten Oberfläche der Malerei verteilt (Abb. 3). Vermutlich gerieten dabei auch einige Körnchen der Kupferpigmente, Kupfergrün und Azurit, auf die Metallflächen. Die Verwendung von sehr reinem Gold zeugt von dem luxuriösen Anspruch des Folchart-Psalters, im Prophetenband der etwa gleichzeitigen Kleinen Hartmutbibel (Cod. Sang. 46) wurden die Initialen nur mit goldfarbener Messingtusche gemalt.

Die Kostbarkeit der malerischen Ausstattung zeigt sich zudem in der Vielfalt der Farbmittel. So ist der grünlich-mattblaue Azurit nicht das einzige Blaupigment im Folchart-Psalter. Daneben findet sich der aus dem Gebiet des heutigen Afghanistan importierte leuchtend blaue Lapislazuli sowie das dunkelblaue pflanzliche Pigment Indigo. Weitere Farbtonvarianten wurden durch Ausmischungen der Blaupigmente mit Flechtenpurpur und Weiss erzielt. Während der oder die Maler des Folchart-Psalters also koloristisch mit verschiedenen Blautönen spielten, sind die Rottöne auf den kräftigen Flechtenpurpur sowie die leuchtend hellrote Mennige beschränkt. Gelb fehlt im Folchart-Psalter ganz, ebenso Schwarz; Weiss (Bleiweiss) ist nur zum Aufhellen von Blaupigmenten und vereinzelt von Mennige verwendet worden.

Die Litanei wird von Arkaden eingefasst, in deren Lünetten Halbfigurenbilder der Apostel sowie einige Szenen aus dem Leben Davids eingefügt sind. Letztere sind als kolorierte Zeichnungen ausgeführt, die Darstellung wurde also zunächst mit dunkelbrauner Tinte angelegt und dann wie bei einem Malbuch flächig mit Lapislazuli oder Mennige ausgefüllt. Darauf wurden die roten Stoffmuster mit Mennige sowie die Falten mit einem etwas dunkleren Farbton aufgezeichnet, mit Flechten-



Abb. 6: St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 23 (S. 12). Widmungsbild. Die weiße Tunika Christi und Folcharts ist mit kostbarer Silbertusche dargestellt, Mantel bzw. Kukulie mit Goldtusche. Die zuvor ausgeführte braune Tintenzeichnung wurde dabei ausgespart. Darunter Tanz Davids mit der Harfe.

purpur auf Mennige, mit brauner Tinte auf Lapislazuli. Für die grünen Gewänder ist das Pergament als «Grundfarbe» genutzt, die Falten sind mit Kupfergrünpigment darauf gezeichnet (Abb. 4). Auch die Gewänder der Apostel sind nicht flächig koloriert, vielmehr wird mit verschiedenfarbigen Pinselstrichen und dem als «Höhung» immer wieder sichtbar gelassenen Pergament der Eindruck violett-grün oder blauviolett changierender Stoffe erzeugt (Abb. 5). Auch Gesichter und Hände sind aus dem Pergamentgrund mit wenigen Mennigestrichen modelliert, die braune Federzeichnung gibt die Gesichtszüge an. Der Hintergrund ist hier wie bei den Davidsbildern strichelnd mit Kupfergrünpigment eingefüllt. Eine geschickte Materialregie führt den Benutzer auf die Widmung der Handschrift an Christus: Auf S. 12 erscheint dieser am oberen Rand und empfängt den Codex von Hartmut und Folchart (Abb. 6). Die Gewänder sind mit Gold- und Silbertusche gestaltet, wobei die braune Tintenzeichnung ausgespart ist. Die Maltechnik wird im Folchart-Psalter also überaus differenziert eingesetzt: Die kräftig kolorierte Zeichnung unterstützt die Lesbarkeit der Davidszenen; die Apostel gewinnen durch die lebendige farbige Zeichnung an Ausdruck und alles gipfelt in der Gold-Silberzeichnung der Dedikation an Christus.



Abb. 7: St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 341 (S. 169). Frauen am Grab. Purpurnes Gewand der vorderen Maria.



Abb. 8: St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 341 (S. 169). Frauen am Grab. Blauer Mantel der vorderen Maria.



Abb. 9: St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 341 (S. 169). Frauen am Grab. Strauch, modelliert aus einer Mischung aus Schwarzpigment mit Auripigment mit Schattierung und Höhlungen.



Abb. 10: St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 341 (S. 40). Kreuzigung. Der gesamte Hintergrund wurde mit Goldtusche angelegt. Die Inkarnate und Gewandmodellierungen sind kompliziert aufgebaut.

Das Sakramentar, Cod. Sang. 341

Die Miniaturen des etwa zweihundert Jahre jüngeren Cod. Sang. 341 wurden dagegen in Deckfarbenmalerei ausgeführt, einer Technik, die in karolingischer Zeit, soweit sich aus den erhaltenen Handschriften erschliessen lässt, im St. Galler Skriptorium recht wenig in Gebrauch war. Auch die erweiterte Farbpalette zeugt von einer veränderten Ästhetik im 11. Jahrhundert. Neben hellroter Mennige und dunkelpurpurnem Flechtenfarbstoff treten zwei weitere Rottöne hinzu: bräunlicher Rotocker sowie der scharlachrote, in Weissausmischungen auch pinkfarbene Schildlausfarblack (Abb. 7), der aus der Kermeslaus oder Wurzelkermesarten (Polnischer oder Araratkermes) gewonnen wurde. Als reines Blaupigment findet sich nur Lapislazuli, durch Ausmischungen mit Flechtenpurpur oder Schildlausfarblack und Bleiweiss wurden weitere blaue und violette Farbtöne erzielt (Abb. 8). Das kräftige Grün ist ein Kupfergrünpigment, das vermutlich künstlich als Korrosionsschicht auf Kupferplatten erzeugt wurde. Das eher olivfarbene Grün, das zur Darstellung des Erdbodens und als Schattenfarbe in den Inkarnaten diente, ist dagegen die mineralische Grünerde. Raffiniert wurde ein dunkles Oliv erzeugt, das vielfach für Rahmenornamente oder auch für Bäume verwendet wurde (Abb. 9). Es handelt sich um eine Mischung aus Auripigment und sehr feinkörnigem schwarzem Russpigment, die Schatten sind darauf mit reinem Schwarzpigment gemalt, die Lichter mit leuchtend gelbem Auripigment. Neben Auripigment findet sich als weiterer, eher bräunlicher Gelbton Ocker. Als einziges Metall ist Goldtusche verwendet worden. In den Miniaturen dominiert das Gold nur im Kreuzigungsbild, dessen gesamter Hintergrund mit Goldtusche gemalt wurde (Abb. 10). In den übrigen Bildern dient Goldtusche als Materialfarbe für kostbare Gefässe oder Gewandborten sowie der Darstellung von Nimben oder des himmlischen Lichtes, das die in Wolken erscheinenden Engel der Geburt Christi begleitet. Gold bestimmt auch die Initialen und Schriftauszeichnung; häufig wie im Folchart-Psalter unterlegt mit kräftig purpurnem Flechtenfarbstoff.



Abb. 11: St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 341 (S. 169). Schlafender Wächter am Grab. Das Detail zeigt den komplexen Aufbau des Inkarnates.

Die malerische Wirkung der Bilder wird durch einen sehr komplexen Malschichtaufbau erreicht, der hier exemplarisch an zwei Gewändern und einem Gesicht erläutert werden soll. Die pinkfarbenen Gewänder sind mit einer Mischung aus Schildlausfarblack und Weiss ganzflächig angelegt (Abb. 7). Darauf sind die Schattenfarben zweistufig aufgetragen, zunächst mit reinem Schildlausfarblack, dann mit einer dunkleren Ausmischung des roten Farblack mit wenig feinkörnigem Schwarzpigment. Auch bei den Höhungen finden sich zwei Helligkeitsstufen, eine schwach rosa Ausmischung von Weisspigment mit Schildlausfarblack sowie reines Weisspigment. Ähnlich sind die mit einer Mischung aus Lapislazuli und Flechtenfarbstoff angelegten dunkelblauen Gewänder mit zwei Schattenstufen modelliert, zunächst mit Flechtenfarbstoff, dann mit Schwarz (Abb. 8). Als Höhlung ist nur eine hellblaue Mischung aus Lapislazuli und Bleiweiss verwendet worden. Noch komplexer ist die Modellierung der Gesichter (Abb. 10, 11). Sie sind mit einer grünlichen Grundschicht angelegt, die aus Gelbocker, Bleiweiss, wenig Kupfergrünpigment sowie vielleicht auch noch etwas Grünerde gemischt wurde. Modellierend ist dann eine gelbliche Hautfarbe aus Gelbocker, Bleiweiss und wenig Rotocker aufgetragen. Die dunklen Schatten um die Augen und an der Schläfe sind dann mit einer sehr grünen Mischung aus Kupfergrünpigment und wenig Ocker verstärkt. Dann sind die Wangen mit einem Rosa aus Schildlausfarblack und Weisspigment zart gerötet, Wange, Nase und Schläfe dann mit reinem roten Farblack pinkfarben akzentuiert. Einige Lichter, beispielsweise an der Nase und auf der Oberlippe, wurden mit einer hellen Mischung aus Bleiweiss und Gelbocker aufgemalt. Die Augen wurden mit Bleiweiss und Lapislazuli gestaltet, der Mund mit Rotocker. Schliesslich wurden noch einige Konturlinien mit Schwarzpigment oder mit Braunocker gezeichnet. So gelang es dem Maler, den Köpfen eine gewisse Plastizität und den Bildern Lebendigkeit zu verleihen.

Federzeichnungen im *Edelstein* von Ulrich Boner

Eine einfache Form der Illustration in Handschriften ist die Federzeichnung; besonders nördlich der Alpen war diese Zeichentechnik eine weit verbreitete, im Spätmittelalter sogar die häufigste Illustrationsmethode. Als Zeichenflüssigkeit wurde meistens Tinte verwendet, häufig dieselbe wie für die Schrift. Die Feder wurde für die Zeichnung mitunter schärfer zugespitzt als für den Text, damit feinere Striche möglich waren. Die Federzeichnungen konnten nachträglich koloriert werden.

Federzeichnungen illustrieren einige St. Galler Handschriften. Eine besonders prominente Rolle spielen sie in einer Sammelhandschrift aus dem 15. Jahrhundert (Cod. Sang. 643), die neben anderen Texten den *Edelstein*, eine Fabelsammlung des Berner Dominikaners Ulrich Boner, enthält.

Boners *Edelstein* entstand um 1340–1350. Er trägt seinen Titel nach der Fabel, die in den meisten Handschriften als «Fabel über die Fabel» am Anfang steht. Diese handelt von einem Hahn, der einen Edelstein auf dem Misthaufen findet, ihn aber fortwirft, weil er nichts damit anfangen kann und ihm ein Haferkorn lieber wäre. Der Hahn ist – so Boners Deutung – wie ein Tor, der die Weisheit verschmäht und den in einer Fabel verborgenen Wert nicht erkennt.

Illustrationen sind ein wichtiges Element in Boners *Edelstein* – die Mehrzahl der überlieferten Handschriften enthält Bilder, meistens Federzeichnungen, mit Deck- oder Wasserfarben koloriert oder, wie in Cod. Sang. 643, ohne Kolorierung. In manchen nicht-illustrierten Handschriften lassen freigelassene Flächen erkennen, dass Bilder vorgesehen waren, aber nicht ausgeführt wurden.

Den meisten Fabeln ist nur eine Illustration zugeordnet, die eine zentrale Szene der Fabel zeigt. Nur wenige Fabeln weisen eine ganze Bilderreihe auf, so die abgebildete Fabel vom Mann, seinem Sohn und einem Esel: Ein Mann reitet auf einem Esel zum Markt, begleitet von seinem Sohn, der zu Fuss geht. Auf dem Weg zum Markt begegnen die beiden einer Reihe von Menschen, die sich über ihre Fortbewegungsart lustig machen: Sie können es niemandem recht machen – egal, ob der alte Mann reitet und der Sohn geht, der Sohn reitet und der alte Mann geht, beide reiten oder beide zu Fuss gehen und den Esel mit sich führen. Auch als sie den Esel an den Füßen an eine Stange binden und gemeinsam tragen, ziehen sie nur den Spott der Leute auf sich. Schliesslich kommt der Vater zum Schluss, es lohne sich nicht, auf das Gerede der Menschen zu hören; wer richtig handle, solle sich davon auch durch Spott und Kritik nicht abbringen lassen.

Als die St. Galler Abschrift angefertigt wurde, lag Boners Werk vermutlich schon gedruckt vor – die Erstausgabe erschien 1461 in Bamberg. Boners *Edelstein* war der erste mit Holzschnitten illustrierte Druck. Hier schliesst sich der Kreis, denn diese Illustrationstechnik ist aus der Federzeichnung hervorgegangen – der Holzschnitt ist gewissermassen die Federzeichnung mit den Mitteln des Buchdrucks. [F.S.]

32

So in die lüt bekamen
 groß winder sy
 Anmerckung namen

Und sprachen alle nement rore
 waie der alt toe rore
 gefattet roft dem eseln
 von auch der sun ein
 Si roend den esel haben tod
 groat das tüt in kein rore
 der alt solt rore (wäre han
 apit bitten der sunge solt gan
 De lise ved also gefittach
 der roatter zu dem sun sprach
 wol ab wir sind bed gan
 der esel sol auch würe han

33 0



So kament fremen von auch man
 Si sprachen alle fuchent an
 waie gar toechte sy bed sint
 der alt man von auch fuchend
 dz re sin mit ze bitten statt
 den esel der doch lare gar
 De sprach der roatter sin roal hat
 von sind bedi nemen rore
 ab wir den esel migen toagen
 lass sechen was roend die lüt sech

34



Si roue stant bald den esel in der
 ze fanteur bunden sy im sine glieder
 von hantken inn an ein stangen groe
 des vittens inn far roe rore
 Et roore selber lieber gegangen
 dem dz er mist vittes ander stangen
 schu roal tofft der roatter sprach
 der sun roal ramerlichen sach
 das er den esel mist toagen
 do hül dich abet ein pagen
 die lüte begonden aber fagen segen
 Dicht rore zuen man toagen

Üppige Bordüren in einer prachtvollen Abschrift des Alexanderromans von Johannes Hartlieb

Aus dem bayerischen Herzogshaus stammt eine derjenigen Handschriften der Stiftsbibliothek, die den reichsten Buchschmuck in Form von Bordüren besitzen. Der Begriff «Bordüre» bezeichnet «jeglichen zusammenhängenden Randschmuck in Handschriften und gedruckten Büchern, meist ornamentalen Charakters» (Lexikon des gesamten Buchwesens, Bd. 1, S. 509). Damit wurden die «durch Initialen hervorgehobenen wichtigeren Textanfänge» derart auffällig gekennzeichnet, dass sie beim Blättern im Buch sofort ins Auge fielen. Es handelt sich bei diesem Manuskript um eine repräsentative Abschrift eines von Johannes Hartlieb († 1468) nach lateinischen Quellen bearbeiteten und verdeutschten Roman über das Leben Alexanders des Grossen (*Histori von dem grossen Alexander*). Johannes Hartlieb war Leibarzt und Berater am bayerisch-herzoglichen Hof in München und betätigte sich als fleissiger Bearbeiter und Übersetzer lateinischer Schriften für seine höfischen Auftraggeber und Gönner. Der deutschsprachige Alexanderroman Hartliebs dürfte bald nach 1450 aufgrund einer lateinischen Vorlage entstanden sein und wurde gemäss dem Prolog für das bayerische Herzogspaar (Albrecht III. von Bayern [1401–1460] und Gemahlin Anna von Braunschweig [1420–1474]) geschrieben. Johannes Hartlieb verwendet den Alexanderroman als Fürstenspiegel und schildert das Heranreifen des griechischen Welteroberers zum vorbildlichen Herrscher, dessen Tugenden zeitweise durch Übermut und Masslosigkeit gefährdet gewesen waren. Bis 1500 war der Alexanderroman einer der erfolgreichsten Prosaromane; zwischen 1473 und 1500 wurde der Text gleich zehnmal im Druck herausgegeben.

Der Pergamentcodex Nr. 625 ist das Widmungsexemplar ans Herzogspaar und wurde im Jahr 1454 von Johannes Frauendorfer aus Thierenstein in einer sehr professionellen Bastarda-Schrift geschrieben. Der Band ist derart luxuriös und opulent ausgestaltet, dass der St. Galler Bibliothekar Pater Pius Kolb 1755 in der ältesten Beschreibung des Buchs bewundernd den Begriff *elegantissime* verwendete. Auf welchem Weg und wann die Handschrift in die Klosterbibliothek St. Gallen gelangte, ist unbekannt. Der Eintrag Kolbs in seinem Handschriftenkatalog (Handschrift Nr. 1401, S. 207) ist der früheste Beleg für die Präsenz des Codex in St. Gallen.

Geschmückt wird der Band durch 45 sechs- bis dreizehnzeilige Deckfarbeninitialen, die möglicherweise ein Werk des bayerischen Miniaturmalers Hans Rot sind. Von den Initialen gehen einfach oder verschlungen geführte Ranken mit Akanthusblättern, -blüten und -knospen aus, die den Text auf einer bis drei Seiten umrahmen. In diesen Ranken befinden sich verschiedenartige Blumen, etwa Rosen, Alpenveilchen, Akelei oder Nelken, und es tummeln sich darin die unterschiedlichsten Tiere wie Bären, Störche, Schmetterlinge, Falter, Hasen, Libellen, Reiher, Fliegen oder Käfer, aber auch ein im bayerisch-österreichischen Raum fremder Pelikan.



Handschrifteneinbände: Der Prachteinband – der Gebrauchseinband

Waren einmal die Seiten für ein in Entstehung begriffenes Buch beschrieben, vielleicht illustriert und zu Lagen zusammengefasst, so band der Buchbinder diese Lagen in einem letzten Schritt zu einem «richtigen Buch» zusammen.

Die meisten Handschrifteneinbände der Stiftsbibliothek St. Gallen sind Gebrauchseinbände. Daneben existieren aber auch einige wenige Prachteinbände. Solche Prachteinbände wurden in erster Linie für liturgische Zwecke angefertigt, für Evangelienbücher oder Psalterien, Bücher, die in der Eucharistiefeier und im Stundengebet der Mönche Verwendung fanden. Die Vielfalt der Einbände lässt sich in einer einzigen kleinen Vitrine nicht zeigen; drei Prachteinbände und zwei Gebrauchseinbände können auf diesem beschränkten Platz maximal zur Ausstellung gelangen. Ein weiterer Prachteinband, ein Lederschnitteinband des ausgehenden 15. Jahrhunderts, ist an dieser Stelle ausführlicher vorgestellt, er wird aber nicht in der Vitrine präsentiert.

Der sicherlich prachtvollste Einband, den die Stiftsbibliothek besitzt, ist jener am *Evangelium longum* (Cod. Sang. 53). Mit seinen ungewöhnlich grossen Elfenbeintafeln aus dem Besitz Kaiser Karls des Grossen und dem goldgeschmiedeten Rahmen mit den Edelsteinen und Perlen zählt dieser Einband für ein Evangelienbuch auch europaweit zu den bekanntesten Einbänden aus der Zeit bis zum Jahr 1000. Neben zwei weiteren Einbänden mit Elfenbeintafeln (Codd. Sang. 60 und 359) darf auch der aus Email gearbeitete Einband an der Handschrift Nr. 216, eine hervorragende Arbeit der grossen Email-Produktionsstätte in Limoges aus der Zeit um 1200, zu den wertvollsten Einbänden der Stiftsbibliothek gezählt werden. Erstaunlicherweise zierte der Email-Einband kein Buch für den Gottesdienst; nach 1755 wurde dieser Einband an einer Abschrift der *Regula pastoralis* von Papst Gregor dem Grossen angebracht, vermutlich einzig deshalb, weil das Format des Einbands zum Zeitpunkt des Einbindens dem Format der Pastoralregel entsprach.

Auch aus der Barockzeit finden sich prachtvolle Einbände; stellvertretend steht der vor allem mit seinen Beschlägen beeindruckende Einband an einem Band des vierbändigen Antiphonars von P. Dominikus Feustlin aus dem 18. Jahrhundert.

Unter Fachleuten berühmt ist die Handschriftensammlung der Stiftsbibliothek für ihre karolingischen Gebrauchseinbände. Nirgendwo sonst sind prozentual derart viele Einbände im Original erhalten wie in St. Gallen. Vor allem aus spätmittelalterlicher Zeit datieren die Kopert-Einbände der Stiftsbibliothek. Diese zeichnen sich nicht durch Holzdeckel, sondern durch unversteifte Pergamenthüllen aus.

Bei weitem nicht alle Einbände sind heute im Original erhalten; viele Einbände wurden restauriert, massiv verändert oder gar vollständig durch Einbände aus der Zeit der Neubindung ersetzt. So besitzt die Stiftsbibliothek St. Gallen an zahlreichen frühmittelalterlichen Handschriften Einbände aus Pappkarton; diese er-

setzten in der Barockzeit ältere, vermutlich mehr oder weniger defekte Einbände. Romanische, vorgotische, gotische, Renaissance-Einbände und viele andere mehr: Die Palette der Buchhüllen an den Handschriften der Stiftsbibliothek ist enorm breit; aus Platzgründen muss aber auf die Präsentation der letztgenannten Einbände verzichtet werden.

Der Elfenbein-Einband am Evangelium longum

Der berühmteste Prachteinband der Stiftsbibliothek ist unzweifelhaft derjenige am Evangelium longum. Den Namen «longum» erhielt die Handschrift wegen ihrer oblongen Form. Bereits im 11. Jahrhundert pries der Geschichtsschreiber Ekkehart IV. das Evangelienbuch in höchsten Tönen: «Es ist dies heute ein Evangelienbuch und eine Schrift, dergleichen es unseres Erachtens nicht mehr geben wird.» Um 1760 besuchte der gelehrte Fürstabt Martin Gerbert aus dem Kloster St. Blasien im Schwarzwald die damals im Exil im Kloster Marienberg in Rorschach befindliche St. Galler Klosterbibliothek, und auch er hob in seinem 1767 in deutscher Sprache veröffentlichten Reisebericht das Gemeinschaftswerk der Künstlermönche Sintram (Schrift) und Tuotilo (Einband) speziell hervor: «Unter diesen [Büchern für den Gottesdienst] hat den ersten Rang ein Buch der Evangelischen Lesungen durch das ganze Jahr, ohngefähr vom neunten Jahrhundert, und ist solches mit Gold und Edelsteinen gezieret, worauf in getriebener Arbeit aus Elfenbein die Himmelfahrt der seligsten Jungfrau Maria vorgestellt ist, mit der Überschrift: «Die Himmelfahrt der heil. Maria.» Und auch heute noch zieht das Buch stets staunende und bewundernde Blicke der Besucherinnen und Besucher der Stiftsbibliothek auf sich.

Über die Entstehung des Evangelium longum weiss man heute recht viel; ja es ist sogar so, dass man über die Entstehung keines anderen Buches, das vor dem Jahr 1000 geschrieben wurde, so viele Kenntnisse hat wie über dieses Evangelistar aus dem Kloster St. Gallen. Dies ist einerseits grösseren technologischen Untersuchungen in den 1970er-Jahren, vor allem aber auch der schriftlichen Überlieferung zu verdanken. Der Geschichtsschreiber Ekkehart IV. schildert in mehreren Kapiteln seiner St. Galler Klostergeschichten (*Casus sancti Galli*) die Schaffung und das weitere Schicksal dieses kostbaren Buchs.

Am Ursprung der Handschrift stehen zwei über 500 cm² grosse Elfenbeintafeln, die in unbeschnitztem Zustand Kaiser Karl dem Grossen († 814) als Schreibdiptychon gedient hatten. Diese Elfenbeintafeln gelangten später in den Besitz der Erzbischöfe von Mainz. Durch eine Liste gelang es dem St. Galler Abt Salomon (890–920) – er war gleichzeitig auch Bischof von Konstanz –, die Elfenbeintafeln seinem Freund, dem Erzbischof Hatto von Mainz († 913), zu entwenden. Darauf beauftragte er seinen talentiertesten Künstler, den Mönch Tuotilo († wohl 913), die Tafeln zu beschnitzen.

Auf der Vordertafel schuf Tuotilo eine Majestas Christi. Christus thront mit erhobenen Armen in der Mandorla (mandelförmiger Heiligenschein) und hält in seiner Rechten das Buch des Lebens. Auf beiden Seiten des Hauptes stehen die Buchstaben

Alpha und Omega. Zwei Seraphim und Leuchttürme mit Feuerfackeln flankieren Christus. Oben und unten wurden die Symbole der in den Ecken des Bildfeldes sitzenden Evangelisten Matthäus, Markus, Lukas und Johannes, nämlich geflügelter Mensch, Löwe, Stier und Adler, angebracht, ebenso das Meer mit seinen Ungeheuern, Sonne und Mond und die Erde mit ihren Kreaturen. Eine Inschrift auf den beiden Stegen, die die Majestas Christi von zwei Feldern mit Rankenornamentik trennen, erläutert das Bild: *HIC RESIDET CHRISTVS VIRTVTVM STEMMATE SEPTVS* («Hier thront Christus, umgeben vom Kranz der Kräfte»).

Die drei Bildfelder auf der rückseitigen Elfenbeintafel zeigen von oben nach unten Rankenornamentik mit einem Tierkampf, die Himmelfahrt Mariens und die Gründungslegende des Klosters St. Gallen mit Gallus.

Die beiden Elfenbeintafeln wurden auf Eichenholz aufgenagelt. Um die Elfenbeintafel des Vorderdeckels wurde ein vor allem mit Palmetten verzierter goldgetriebener Rahmen aus 14karätigem Gold (Gold 57,5%, Silber 39,5%, Kupfer 3%) angebracht. Diese mit Perldraht umzogenen vegetabilen Ornamente sind technisch von hervorragender Qualität. Edelsteine und Perlen, in zwölf Gruppen angeordnet, zieren den vorderseitigen Einbanddeckel und verleihen diesem Evangelienbuch höchste Weihen.

So kommt Anton von Euw denn zum Schluss: «Mit der Komposition, der technischen Ausführung und der Fassung der Elfenbeintafeln in Goldschmiedearbeit leistete Tuotilo Grosses.»



Der Email-Einband aus Limoges

Die Stiftsbibliothek St. Gallen besitzt nur wenige mittelalterliche Prachteinbände. Neben den Elfenbein-Einbänden (vgl. S. 86) darf man einzig einen Email-Einband aus Limoges dazuzählen. Frauke Steenbock widmet diesem Einband in ihrem Grundlagenwerk zum kirchlichen Prachteinband einen Beitrag, und auch Otto Mazal kommt in seinem Kompendium zur Einbandkunde auf den St. Galler Email-Einband zu sprechen. Er sei charakteristisch für die Arbeiten der Werkstätten in Limoges um 1200 und im 13. Jahrhundert. Limoges, die Stadt im Massif Central, war von etwa 1100 bis 1350 ein wichtiges Zentrum der Emailkunst von gesamteuropäischer Ausstrahlung. In grossen Mengen wurden dort Emailarbeiten, sowohl Massenfabrikate als auch qualitätvolle Einzelstücke, hergestellt, etwa Reliquiare, Kleinplastiken, Kruzifixe, Tabernakel, Medaillons, weitere Kultgegenstände und auch Bucheinbände. Diese Arbeiten sind heute über die ganze Welt zerstreut.

Der St. Galler Email-Einband umschliesst kein liturgisches Buch, wie man es eigentlich erwarten würde. Zwischen den beiden in Limoges kurz nach 1200 geschaffenen Email-Tafeln sind heute eine Abschrift der *Regula pastoralis* von Gregor dem Grossen und eines Briefs des Kirchenvaters Hieronymus aus der Zeit um 800 überliefert. Angesichts des Fehlens eines entsprechenden Eintrags bei der Beschreibung der *Regula pastoralis* im ersten kritischen St. Galler Handschriftenkatalog von P. Pius Kolb von 1755 ist zu vermuten, dass der Email-Einband des 13. Jahrhunderts erst danach, vielleicht um 1800, mit der wesentlich älteren Abschrift der Pastoralregel verbunden worden ist. Ursprünglich dürfte der Einband jedoch, nimmt Frauke Steenbock an, ein Evangelienbuch geschmückt haben.

Die hier abgebildete Vordertafel zeigt ein Kreuzigungsbild byzantinischer Prägung. Unter dem Kreuz stehen auf kleinen Erhöhungen Maria und Johannes, ihren Kopf dem gekreuzigten Christus zugewandt. Über den Querbalken des Kreuzes erscheinen auf Wolkenbänken zwei Engel, die Bücher in ihren Händen halten. Unter den Füßen Christi und dem Suppedaneum (Fussbrett für die Füße des Gekreuzigten) ist der Schädel Adams sichtbar. Der Körper von Jesus sowie die Köpfe der übrigen Figuren sind in Bronze gegossen und vergoldet und treten reliefartig hervor, während die Gestalten von Maria und Johannes und der Engel flach gearbeitet, graviert und ebenfalls vergoldet sind. Die Rahmen bestehen aus vier der Grösse des Einbandes angepassten Streifen, die mit rundköpfigen Metallnägeln auf der Unterlage befestigt sind. Sie zeigen alle das gleiche Muster, vierblättrige Blüten in Medaillons. Auf dem rückseitigen Deckel ist Christus in der Mandorla dargestellt.

Weitere herausragende Email-Bucheinbände aus Limoges aus derselben Epoche befinden sich in London (British Library, Ms. Add. 27.926; Victoria and Albert Museum, Inv. 2441–1856), in Manchester (John Rylands Library, Email No 1) und in New York (Metropolitan Museum of Art, Acc. No. 17.190.798).

*St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 216 (Vorderseite Einband).
Email (Text: Pergament) – 356 Seiten – 31,7 × 19,5 cm
(29,5–30 × 19 cm) – Limoges (Text: Kloster St. Gallen) – ca. 1210–1230
(Text: um 800) – www.cesg.unifr.ch.*



Vergoldete Beschläge aus der Barockzeit – das Feustlin-Antiphonar

Auch aus dem Barockzeitalter sind in der Stiftsbibliothek St. Gallen Prachteinbände erhalten. Dazu gehören die Einbände an den vier Bänden des vom Mönch Dominikus Feustlin (1713–1782) geschriebenen Antiphonars für das Stundengebet der St. Galler Mönche (Handschriften Nrn. 1762, 1763, 1764 und 1795). Feustlin, der sich auf dem Titelblatt des ersten Bandes nennt, schrieb in den Jahren 1757 bis 1759 (also während der Abtszeit von Cölestin Gugger von Staudach [1740–1767] und zum Zeitpunkt des Neubaus des Gallusmünsters) den Text in einer sorgfältigen Antiqua-Schrift, und er zeichnete wohl auch für die Erstellung der Notenlinien und die Illustration der Bände mit Initialen und Zierseiten verantwortlich.

Die prachtvolle Bindung der vier Bände (nach den vier Jahreszeiten Winter, Frühling, Sommer, Herbst) erfolgte jedoch erst einige Jahre oder Jahrzehnte später, unter Abt Beda Angehrn (1767–1796). Dies ist darauf zurückzuführen, dass das Antiphonar ursprünglich aus zwei Bänden (Winterteil, Sommerteil) bestand, später aber – möglicherweise wegen des hohen Gewichts der Bände (die vier Bände wiegen je zwischen 7,26 und 9,36 Kilogramm und gesamthaft beinahe 32 Kilogramm) – der Handlichkeit und Praktikabilität halber in vier Bände aufgeteilt wurde.

Das sofort ins Auge fallende Merkmal der Antiphonar-Einbände – in der Ausstellung gezeigt wird der Band mit dem Herbstteil (September bis November) – sind die golden leuchtenden Beschläge, die auf der Vorder- und Hinterseite der Buchdeckel angebracht sind. Die «handwerklich vorzüglichen, künstlerisch wertvollen» (von Scarpatetti, S. 57) Rokokobeschläge aus Messing sind an den vier Ecken von beiden Einbandseiten angebracht und liegen je auf einem roten Stück Samt. Aus Messing wurden auch die beiden eindrucklichen Schliessen geschaffen, die den Hinterdeckel mit dem Vorderdeckel verbinden. Auf dem zentralen Beschlagstück der Einbandvorderseite wurde das Familienwappen von Fürstabt Beda Angehrn (oben drei Sterne, in der Mitte ein Baum über einem Dreieck, links und rechts davon zwei Flügel) eingestanz.

Weitere Auffälligkeiten sind der in edlen Blautönen gefärbte Buchschnitt mit einer reichen Goldpunzung durch Ranken-, Blüten- und Blätterornamentik, die weinroten Stoffsignakel zur Kennzeichnung der Anfänge der meistgesungenen Antiphonen, die in Gold geprägte Anschrift auf dem Buchrücken sowie auf der Innenseite von Vorder- und Hinterdeckel die goldgrundierten Spiegelblätter mit türkisfarbenem Rankenwerk. Bis 1930 befanden sich die vier Bände in der Chorbibliothek der Kathedrale St. Gallen; 1930 wurden sie, schon weit über hundert Jahre nicht mehr im Gebrauch, in die Stiftsbibliothek übergeführt.



St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 1795 (Vorderseite Einband).
Papier (Einband dunkelbraunes Leder auf Holz, Rokokobeschläge
in hellem Messing auf rotem Samt) – II + 366 Seiten – 50,2 × 36,3 cm –
Kloster St. Gallen (Pater Dominikus Feustlin) – 1757–1759 (Einband
aus der Abtszeit von Beda Angehrn [1767–1796]).

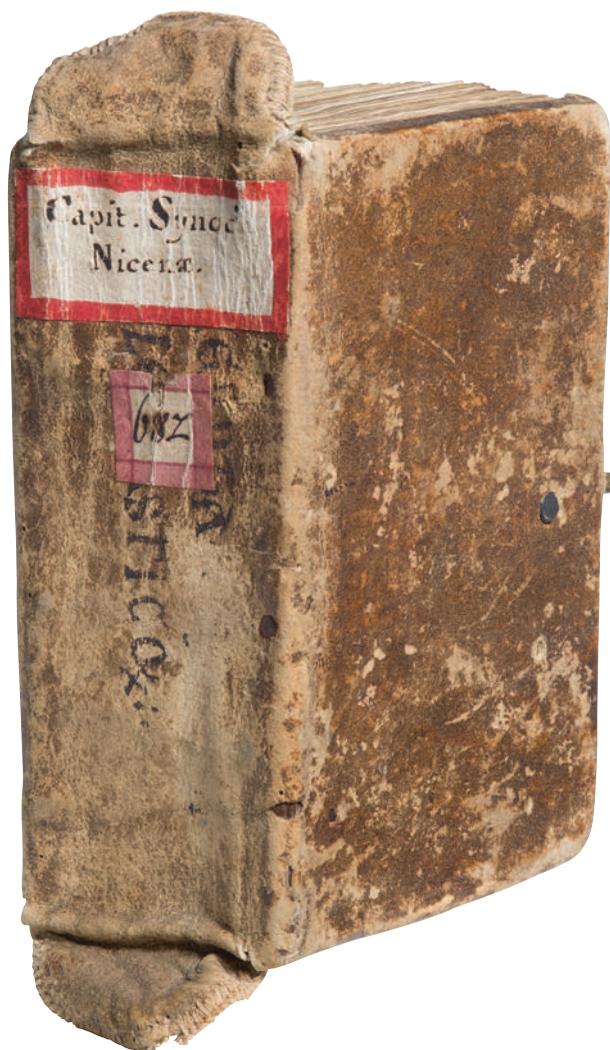
Karolingische Einbände in der Stiftsbibliothek

Für den sich mit karolingischen Gebrauchseinbänden beschäftigenden Forscher ist die ehemalige Klosterbibliothek von St. Gallen ein Glücksfall. Dies stellte 1937 schon Karl Christ in seinem bedeutenden Aufsatz über karolingische Bibliothekseinbände fest: «Ein grosser Teil der Handschriften des Stifts steckt ... noch in ihren frühmittelalterlichen Einbänden. St. Gallen ist so der ideale Ort für Forschungen über den frühmittelalterlichen Einband.» In jüngerer Zeit wurde diese Aussage durch John A. Szirmai in seiner grundlegenden Publikation von 1999 «The Archaeology of Medieval Bookbinding» bestätigt. Bei seiner Durchsicht der Handschriften der Stiftsbibliothek, die vor dem Jahr 1200 entstanden sind, stiess er auf nicht weniger als 120 karolingische Einbände. «St. Gall StfB [Stiftsbibliothek] is unique in having miraculously managed to keep the main part of its original holdings, and the survival rate of some 25 per cent of the carolingian bindings is exceptionally high.» Weitere ansehnliche Manuskriptenbestände mit karolingischen Einbänden – aber nicht mit St. Gallen vergleichbar – stammen aus den Klöstern Fulda, Reichenau und Freising und befinden sich heute in den Bibliotheken von Fulda, Karlsruhe und München.

Was zeichnet nun den karolingischen Bucheinband aus? Bei diesem typischen Bucheinband des frühen Mittelalters (8. bis 10. Jahrhundert) sind die beiden Holzdeckel (meist aus Buchen- oder Eichenholz bestehend) mit ungefärbtem und ungeglättetem Leder (Wildleder) überzogen. Der Lederbezug greift über die Buchkanten auf die Spiegelseiten der Deckel über. Auf dem Buchrücken endet der Lederbezug nicht auf gleicher Höhe wie der Buchschnitt; halbkreisförmige Lappen greifen unten und oben über den Buchschnitt hinaus. Als hervorstehende Teile sind diese sogenannten Kapitale sehr gefährdet, und viele davon sind denn auch im Lauf der Jahrhunderte unsachgemässer Lagerung und Handhabung zum Opfer gefallen.

Ein weiteres Charakteristikum karolingischer Handschriften sind die in knappster Form (meist in *Capitalis Rustica*) auf den Buchrücken geschriebenen Inhaltsangaben. Häufig sind diese Rückenanschriften stark verblichen; andere sind jedoch noch ausgezeichnet lesbar, wie es etwa die Buchrücken von Handschrift Nr. 258 (*SUPER IOHANNE[M]*; Alkuins Kommentar zum Johannes-Evangelium) oder dem hier abgebildeten Cod. Sang. 106 (*[HIE]RON[IMV]S IN LIBRVM IOB*; dem Hieronymus fälschlicherweise zugeschriebene Auslegung des alttestamentlichen Buchs Hiob) augenfällig an den Tag legen. Einige wenige karolingische Einbände der Stiftsbibliothek St. Gallen weisen auch (meist nicht mehr sehr gut sichtbare) Stempelprägungen auf, so die Codices 146, 174, 457, 722 oder 729.

Sämtliche spezifischen Merkmale eines karolingischen Einbandes sind bei der ausgestellten kleinformatigen Handschrift Nr. 682 vorhanden, der braune Lederüberzug über den beiden Deckeln und dem Buchrücken, die halbkreisförmigen Kapitallappen, eine Inhaltsangabe des Buches, die über den Buchrücken läuft und ein Beweisstück dafür ist, dass die Bücher damals in den Regalen nicht gestanden (wie bei uns heute üblich), sondern gelegen sind. Der Rückentext ist teilweise von zwei frühneuzeitlichen Papierschildchen überklebt. Inhaltlich enthält die Sammelhandschrift kirchenrechtliche und patristische Texte.



St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 682 (Einband).
Pergament – 410 Seiten – 17 × 10,5 cm – Kloster St. Gallen – 825/850 –
www.cesg.unifr.ch.



St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 106 (Buchrücken).
Pergament – 266 Seiten – 25,5 × 21,5 cm – Kloster St. Gallen (eher fraglich) –
9. Jahrhundert – www.cesg.unifr.ch.

Ein Gebrauchseinband des Spätmittelalters – der Kopert-Einband

In vielen Klöstern und anderen Zentren der frühmittelalterlichen Buchproduktion wurden die neuen Bücher auf eine einfache Weise mit unversteiften Pergamenthüllen oder -umschlägen, so genannten Koperten, provisorisch gebunden. Dieses Provisorium dauert an vielen Orten bis heute an, nicht so in der ehemaligen Klosterbibliothek St. Gallen. Aus dem frühen Mittelalter ist in der Stiftsbibliothek kein einziger Kopert-Einband mehr erhalten; der älteste, jener an Handschrift Nr. 1716, datiert aus dem 12. Jahrhundert. Hingegen finden sich aus spätmittelalterlicher Zeit, aus dem 14. und vor allem dem 15. Jahrhundert, zahlreiche Koperte in den Handschriftenbeständen. Philipp Lenz hat in seiner noch unveröffentlichten Dissertation mehr als dreissig Kopert-Einbände aufgelistet, die meisten davon mit einer Rückenverstärkung aus Leder und Horn, einige wenige ohne Rückenverstärkung.

In einen Kopert-Einband gehüllt ist auch Cod. Sang. 692, eine der rund dreissig erhaltenen Handschriften aus dem Besitz des St. Galler Wandermönchs Gallus (meist Gall) Kemli (1417 – um 1481). Eigenwillig und selbstbewusst, wie er war, verliess Kemli kurz nach der Priesterweihe das damals wenig geordnete Kloster St. Gallen und führte fortan ein eigenständiges Leben. Seine Wege führten ihn in fast vierzig Jahren durch halb Deutschland und die Schweiz in verschiedene Klöster, auf Pfarrstellen und als Spiritual in Nonnenkonvente. Zweimal, 1470 und 1480, kehrte er in sein Stammkloster zurück, aber beide Male kam es zu Konflikten und Zerwürfnissen mit Abt Ulrich Rösch. Beim ersten Mal verabschiedete er sich sofort wieder aus St. Gallen und nahm seine Wandertätigkeit wieder auf. Als bereits älterer Mann wurde er bald nach seiner zweiten Rückkehr ins Galluskloster 1480 auf Geheiss des Abtes eingekerkert. Dort starb er kurze Zeit später. Seine private Bibliothek wurde in die Klosterbibliothek integriert. Gall Kemli war einerseits ein bienenfleissiger Schreiber, der ihm wichtig erscheinende Texte kopierte und immer wieder persönliche Bemerkungen und Hinweise einstreute. Andererseits war er aber auch ein akribischer Sammler. Seinem Sammlerfleiss verdankt die Stiftsbibliothek auch einige ihrer herausragendsten frühen Druckerzeugnisse.

Die Handschrift Nr. 692 überliefert auf fast 500 Seiten ein buntes Sammelsurium von verschiedenartigen Texten, kanonistische Texte, deutsche Gebete und Predigten, lateinische Orationen und Benedictionen, Gesänge, weitere liturgische Texte, aber auch etwa Mahnungen vor Wahrsagern und Betrügern und vieles andere mehr.

Der flexible Kopert-Einband dieser Handschrift, der durch zwei lederne Rückenplatten verstärkt ist, besteht aus einem rot gefärbten Lederumschlag mit Buchklappe, der aus mehreren Stücken zusammengenäht wurde. Zwei Knopf-Wickelschlüsse sind auf der Vorderseite des Pergamentumschlags angebracht. Der Buchblock ist durch eine direkte Lederriemenschnürung mit dem Umschlag und dessen Verstärkung durch die beiden Rückenplatten verbunden.



St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 692 (Einband).
Papier – IV + 493 Seiten – 22 × 16 cm – Gall Kemli –
ca. 1460–1481 (im Buch zwei genaue Datierungen 1466 und 1476).

Ein Lederschnitteinband aus dem 15. Jahrhundert

Die Stiftsbibliothek St. Gallen besitzt nur zwei Einbände, die lederschnittverzierte Deckel aufweisen. Der vorder- und der rückseitige Deckel von Handschrift Nr. 604, dem Stifterbuch des Klosters Allerheiligen in Schaffhausen, zeigen je eine zentrale Figur der Gründungslegende von Allerheiligen, Abt Wilhelm von Hirsau und Graf Burkhard von Nellenburg. Der zweite Lederschnitteinband zierte ein gegen 1500 geschriebenes und von der Stiftsbibliothek St. Gallen im Jahr 2006 auf einer Auktion bei Christie's in New York erworbenes Stundenbuch (Handschrift Nr. 2107), das mit einiger Wahrscheinlichkeit einem spätmittelalterlichen Mönch des Gallusklosters gehörte.

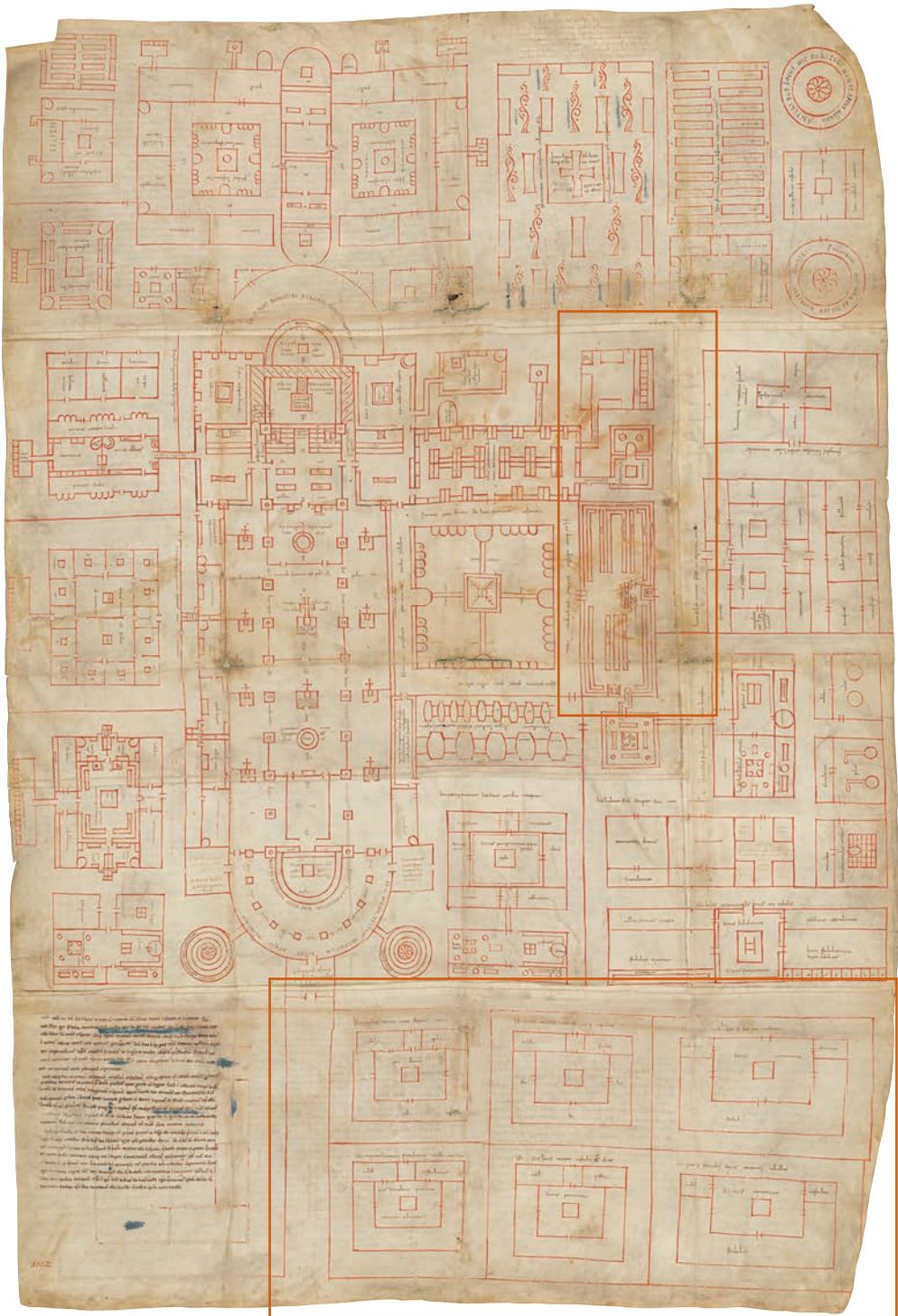
Auf den beiden Buchdeckeln dieses privaten Breviers sind die beiden grossen Apostelfürsten dargestellt, Petrus auf dem Vordereinband, Paulus auf dem rückseitigen Einband. Ein nicht identifizierbarer Lederschnittmeister S – er hat sein Markenzeichen auf der Vorderseite eingeritzt – hat die beiden Heiligen in hoher Qualität ins Leder geschnitten. Der hier abgebildete Petrus ist mit Nimbus gekennzeichnet. In der linken Hand hält er den Schlüssel, die rechte Hand trägt ein Buch. Rund um das zentrale Bildfeld mit dem Apostel verläuft üppige Rankenornamentik. Analog gestaltet ist die Einband-Rückseite mit dem heiligen Paulus. Er ist mit Nimbus und seinem Hauptattribut, dem Schwert, sowie einem aufgeschlagenen Buch ausgezeichnet.

Der Lederschnitteinband, ein Luxuseinband, erlebte seine Blütezeit in der zweiten Hälfte des 14. und im 15. Jahrhundert; kurz nach 1500 verschwand er. Zentrum der spätmittelalterlichen Lederschnittkunst war der deutsche Sprachraum, der damals auch Böhmen, das südwestliche Polen und Ungarn umfasste. Geographische Schwerpunkte der Lederschnittherstellung waren neben Prag Teile Österreichs (Niederösterreich, Steiermark, Wien), der fränkische Raum um Nürnberg und Bamberg sowie das Rhein-Main-Gebiet um Mainz und Frankfurt. Die meisten Namen der häufig freischaffenden Lederschnittkünstler sind nicht bekannt; man hat sich mit Umschreibungen wie «Salzburger Lederschnittmeister», «Kremsmünsterer Lederschnittmeister» oder «Meister ES» (gemäss seinem in zahlreichen Lederschnitteinbänden auftretenden Monogramm) zu behelfen.

Die Motive – am häufigsten waren pflanzliche Ornamente von Blatt- und Rankenwerk, daneben aber auch Wappen sowie Darstellungen von Tieren und Heiligenfiguren – wurden mit einem Messer in vorher erwärmtes und eingeweichtes Leder eingeschnitten und eingeritzt und nachher mit verschiedenen Methoden zu reliefartiger Wirkung gebracht.

*St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 2107 (Vorderseite Einband).
Pergament – 111 Blätter – 16,6 × 11,9 cm – unbekannter professioneller
Schreiber (im Auftrag eines St. Galler Mönchs?) / Lederschnittmeister S –
gegen 1500.*





Klosterplan, Gesamtansicht. St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 1092.
Pergament – 112 × 77,5 cm – Reichenau – 819 oder 826/830 – www.stgallplan.org.

Der karolingische Klosterplan von St. Gallen

Die zusammen mit der Nibelungenhandschrift B (vgl. S. 116) bekannteste Handschrift der Stiftsbibliothek ist sicherlich der St. Galler Klosterplan. Gezeichnet und mit 343 Inschriften ausgestattet wurde diese einzige erhaltene detailliertere Planzeichnung aus dem frühen Mittelalter von gebildeten Mönchen auf dem Inselkloster Reichenau. Aufgrund von paläographischen Beobachtungen dürfte einer der zwei Planbeschrifter der Reichenauer Bibliothekar Reginbert gewesen sein, und beim gewissermassen «geistigen Vater» des Klosterplans könnte es sich gemäss einem Chronogramm im Gänsestall um den Reichenauer Abt Haito († 836) gehandelt haben. Aufgrund der Widmungsadresse und der Inschrift beim Hochaltar (*altare sancte Marie et sancti Galli*) lässt sich sagen, dass er für das Kloster St. Gallen angefertigt wurde, das sich im ersten Drittel des 9. Jahrhunderts mit dem Bau von neuen Klostergebäuden beschäftigte und ab 830 (bis 835/837) denn auch eine neue Klosterkirche, das Gallusmünster, errichtete. Zu datieren ist der Plan in die Zeit zwischen 817 und 830. Florian Huber, ein Münchner Kunsthistoriker, glaubt im bereits genannten, in der Forschung nicht ganz unumstrittenen Chronogramm des Gänsestalls das Jahr der Entstehung, 819, gefunden zu haben.

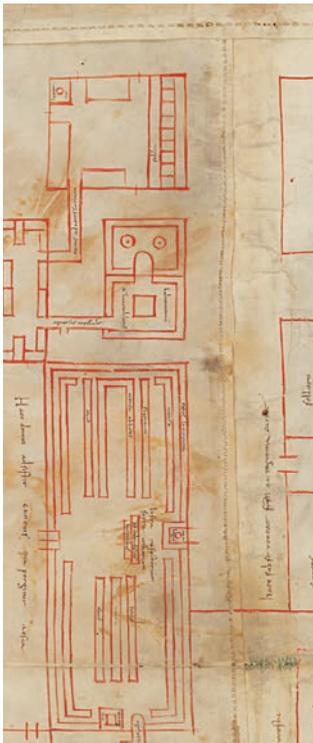
Die doppelchörige Kirche bildet das geistige und geistliche Zentrum des St. Galler Klosterplans. Die bauliche Mitte der Anlage ist die an die Kirche gegen Süden angefügte Klausur mit ihren drei je zweistöckigen Gebäudeflügeln, die den quadratischen Innenhof des Kreuzgangs definieren. In die vier Richtungen dehnen sich vier Bezirke aus: im Norden der vornehme Bezirk mit Abtpfalz, Schule und Gästehaus für die vornehmen Besucher, gegen Osten der stille Bezirk mit Spital, Noviziat und Gartenanlagen, gegen Süden der werktätige Bezirk mit Werkstätten und Wohnhäusern und gegen Westen der land- und viehwirtschaftliche Bezirk mit den Stallungen für unterschiedliche Vieharten.

Der Klosterplan bietet auch den ältesten erhaltenen Grundriss einer europäischen Bibliothek und eines Skriptoriums. Die beiden Räumlichkeiten sind nördlich des Hauptaltars der Klosterkirche eingezeichnet und tragen die folgenden Anschriften: *Infra sedes scribentium* («im unteren Geschoss die Sitze der Schreiber»), *supra bibliotheca* («im oberen Geschoss der Bücherspeicher»).

Der Klosterplan misst in seiner grössten Ausdehnung 112 auf 77,5 cm. Derart grosse Pergamentstücke gab es damals nicht, und entsprechend musste der Plan aus fünf Blättern zusammengesetzt werden. Das flächenmässig grösste dieser fünf ungleich grossen und ziemlich unregelmässig beschnittenen Pergamentstücke besitzt die Masse 39 × 59 cm. Die Pergamente wurden mit einem dicken weissen Faden zusammengenäht. Auf die Rückseite des Klosterplans schrieben St. Galler Mönche im 12. Jahrhundert eine Kurzfassung der Vita des heiligen Martin von Tours. Diese kurze Lebensgeschichte wurde auf der Vorderseite des Plans zu Ende geschrieben; dafür wischte man die Umrisse und die Beschriften zu einem Gebäude im Nordwesten

der Klosteranlage aus. Im 19. Jahrhundert wurden vergebliche Versuche unternommen, die radierten Texte mit Hilfe von Chemikalien wieder lesbar zu machen. Dies führte zu irreversiblen Flecken auf dem Pergament. Auch mit neuesten Technologien des 21. Jahrhunderts gelang es bisher nicht, die Schrift unter dem sogenannten Berliner Blau wieder lesbar zu machen: «Durch die Behandlung von verblassten Eisengallustinten mit gelbem oder rotem Blutlaugensalz (Kaliumferri- bzw. Kaliumferrocyanid) konnte man die Schrift bisweilen kurzfristig wieder sichtbar machen, erzeugte jedoch auf der Oberfläche das blaue Ferro-Ferricyanid, welches auch als Berliner Blau bekannt ist» (Fuchs/Oltrogge, S. 309). Die Faltung des Plans im 12. Jahrhundert führte zu kräftigen Knicken; aufgrund der Knickung und der häufigen Benutzung des Plans weist die Oberfläche zahlreiche Kratzer auf. Vor allem an den Planrändern traten Risse auf, die zu einem unbekanntem Zeitpunkt, wohl in der Barockzeit, als das wissenschaftliche Interesse am Plan rapid im Steigen begriffen war, mit grünen Seidenfäden vernäht wurden. Im 17. oder 18. Jahrhundert wurde der Plan auch zur Versteifung auf eine Leinwand geklebt, die im Jahr 1949 mechanisch wieder abgelöst wurde.

Im Jahr 1998 führten Robert Fuchs und Doris Oltrogge vom Institut für Restaurierungs- und Konservierungswissenschaft in Köln umfassende technologische Untersuchungen zum St. Galler Klosterplan durch, deren Ergebnisse sie in den Akten zur Klosterplantagung von 1997, erschienen im Jahr 2002, publizierten. Auf ihre Arbeit stützen sich die technologischen Ausführungen dieses Textes.



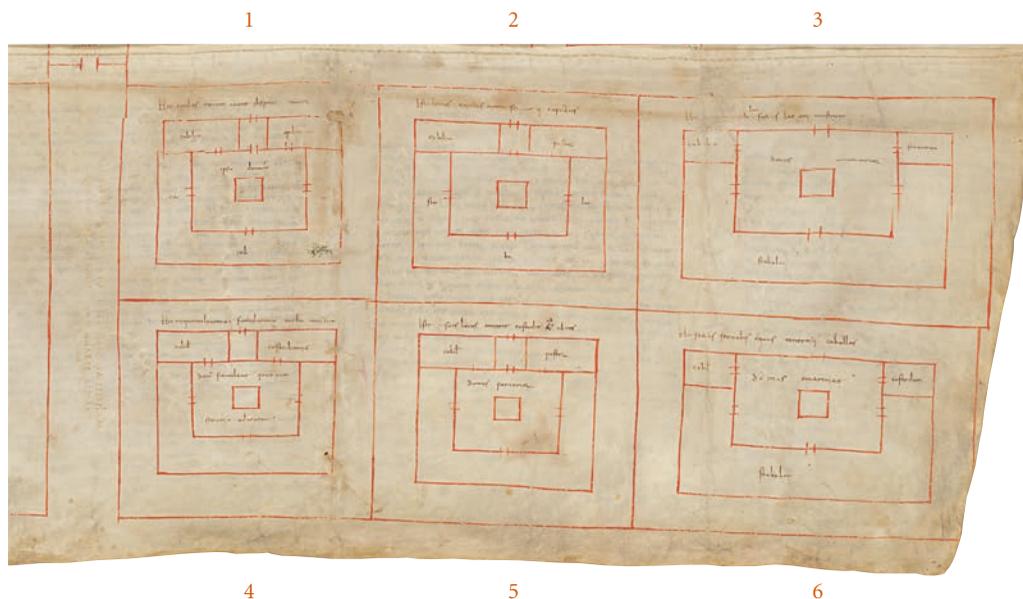
Die fünf Pergamentblätter, die den Klosterplan bilden, wurden säuberlich zusammengenäht. Hier die dicken weißen Fäden, die die Teile 1, 3 und 4 des Klosterplans zusammenhalten.

Im Kontext dieser Untersuchungen wurde dem Plan auch eine Mikroprobe Pergament aus dem östlichen Pergamentstück für eine DNA-Analyse entnommen. So konnte das Institut für Anthropologie in Göttingen unzweifelhaft – entgegen der vorher gängigen Meinung – feststellen, dass Schafs- und nicht Kalbspergament als Beschreibstoff verwendet wurde. Es kann davon ausgegangen werden, dass auch die übrigen Pergamentblätter von den Häuten von Schafen stammen, weil unterschiedliche Pergamentarten zu Spannungen geführt hätten. Die Beschriftung des Plans erfolgte auf der Fleischseite der Schafshaut. Diese wurde mit einem Schabeisen geglättet und dann sorgfältig mit einem Bimsstein aufgeraut.

Die Zeichnung des Plans wurde mit der Feder in roter Tusche ausgeführt; es kann zwischen einem hellroten und einem dunkleren tiefroten Material unterschieden werden, die in unterschiedlichen Arbeitsphasen eingesetzt wurden. Bei diesen roten Tuschen handelt es sich in beiden Fällen um Mennige; die Farbunterschiede rühren von einer unterschiedlichen Konzentration von Farbe und Bindemittel her. Die Beschriftung erfolgte mit einer blassbraunen und einer dunkelbraunen Tinte. Als Hilfsmittel für die Planzeichnung wurden Zirkel, Griffel und Lineal verwendet.

In den Stallungen im Westen der Klosteranlage waren auch jene Tiere untergebracht, deren Häute in zahlreichen Arbeitsgängen zu beschreibbaren Pergamenten bearbeitet wurden. In der zweitäussersten Gebäudereihe gegen Westen wurden (von links nach rechts = Nord nach Süd) Schafe, Ziegen und Kälber gehalten.

Unter den Werkträgern im Klosterbezirk tritt kein Pergamentmacher explizit auf, doch in der Werkstatt des Gerbers konnten die meisten Arbeitsgänge zur Herstellung von Pergament ebenfalls ausgeführt werden.



Die Stallungen im Südwesten der Klosteranlage, jeweils mit Unterkunft für Hirten oder Knechte:
 1 Schafstall, 2 Ziegenstall, 3 Kuhstall, 4 Unterkunft für Hirten, Diener und Wächter, 5 Schweinestall,
 6 Stall für Stuten und Fohlen.

Mittelalterliche Kostbarkeiten aus der Handschriften- sammlung der Stiftsbibliothek St. Gallen

Losgelöst vom Ausstellungsthema, das naturgemäss gewichten und damit ausschliessen muss, zeigt die Stiftsbibliothek in einer gesonderten Vitrine einige Preziosen aus dem 8. bis 13. Jahrhundert, die direkt nichts mit der Thematik der Ausstellung zu tun haben. Im ältesten Schaukasten der Bibliothek, der im Jahr 1870 von Strafgefangenen der Strafanstalt St. Jakob in St. Gallen angefertigt wurde, sind sechs Manuskripte ausgestellt, die entweder als Einzelstücke hohen Bekanntheitsgrad besitzen oder aber zu einem Segment gehören, für das die Stiftsbibliothek St. Gallen bedeutende und repräsentative Textzeugen besitzt.

Den unmittelbarsten Bezug zum Ausstellungsthema «Schafe für die Ewigkeit» besitzt vielleicht der älteste Bücherkatalog (Cod. Sang. 728) des Klosters St. Gallen aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts, der in eine Sammelhandschrift mit Rechtstexten eingebunden ist. Eine Handschrift, der *Vocabularius sancti Galli* (Cod. Sang. 913), repräsentiert das in der Bibliothek in reichem Masse vorhandene alt-hochdeutsche Schrifttum und steht am Anfang der Überlieferung deutschsprachiger Wörter. Und die St. Galler Nibelungenhandschrift B mit weiteren bedeutenden Dichtungen der mittelhochdeutschen Zeit besitzt weltweite Ausstrahlung und gehört (mit den beiden anderen Haupthandschriften des Nibelungenliedes in München und Karlsruhe) auch seit 2009 zum Weltdokumentenerbe der UNESCO. In dieses Weltdokumentenerbe aufgenommen werden gemäss Charta «wertvolle Buchbestände, Handschriften, Partituren, Unikate, Bild-, Ton- und Filmdokumente, die das kollektive Gedächtnis der Menschen in den verschiedenen Ländern unserer Erde repräsentieren».

Die Einzigartigkeit der Überlieferung in der Bibliothek des ehemaligen Benediktinerklosters St. Gallen betrifft auch die einstimmige Musik. St. Galler Musikhandschriften des 10. und 11. Jahrhunderts sind für die Erforschung der einstimmigen gregorianischen Gesänge des Mittelalters von grösster Bedeutung. Nirgendwo ist die Überlieferungsdichte an Musikhandschriften aus frühmittelalterlicher Zeit grösser als in der Bibliothek des ehemaligen Gallusklosters. Zwei Musikhandschriften, die Codices Sangallenses 380 und 375, gelangen diesmal zur Ausstellung. Schliesslich ist noch eine Handschrift aus der Sammlung von frühmittelalterlichen irischen Handschriften der Stiftsbibliothek zu sehen. Hier, im Herzen Europas, ist die grösste Sammlung irischer Manuskripte aus dem 7. bis 9. Jahrhundert auf dem europäischen Kontinent überliefert. Stellvertretend steht die von Iren geschriebene Priscian-Handschrift aus der Mitte des 9. Jahrhunderts, deren altgälische Glossen für die Rekonstruktion dieser Sprache von zentraler Bedeutung sind. [K. S.]

Der *Vocabularius sancti Galli*

«Schatzkammer deutscher Sprachdenkmäler»: Dieses ehrende Attribut hat der emeritierte Zürcher Altgermanist Stefan Sonderegger der Stiftsbibliothek St. Gallen verliehen. In der Tat: Einige der bedeutendsten und wichtigsten Texte in althochdeutscher Sprache sind in der Handschriftensammlung der Bibliothek des ehemaligen Gallusklosters erhalten. Dazu gehören das älteste Buch in deutscher Sprache, die Abrogans-Handschrift (Cod. Sang. 911), die althochdeutsche Benediktsregel (Cod. Sang. 916), die Tatian-Handschrift Cod. Sang. 56, der längste Text in Althochdeutsch vor dem Jahr 1000, sowie das beeindruckende Übersetzungs- und Kommentierungswerk des St. Galler Mönchs und Schulvorstehers Notker des Deutschen. Zu diesen althochdeutschen Schätzen gehört auch der heute in einen frühneuzeitlichen Messing-Einband gebundene so genannte *Vocabularius sancti Galli*.

Der Begriff *Vocabularius sancti Galli*, übersetzt «Wörterbuch des heiligen Gallus», stammt aus der klosterinternen Überlieferung der Frühen Neuzeit, spiegelt jedoch die Realität nicht wider. In Tat und Wahrheit handelt es sich bei dieser Sammelhandschrift nicht um ein aus dem Eigentum des heiligen Gallus stammendes Büchlein, sondern um ein persönlich zusammengestelltes Handbuch «eines festländischen, in angelsächsischer Tradition ausgebildeten Schreibers in der zweiten Hälfte des VIII. Jahrhunderts» (Lowe). Das Wörterbuch mit einstmals 457 althochdeutschen Glossen (zwischen 1988 und 1990 wurde aus der Handschrift das Blatt mit den Seiten 199/200 mit 49 althochdeutschen Begriffen entwendet) nimmt nur einen kleinen Teil des Codex, nämlich die Seiten 181 bis 206, ein. Dieser namengebende Teil des unscheinbaren Büchleins enthält ein nach Sachgruppen geordnetes Wörterbuch mit lateinischen Begriffen und deren deutschen Entsprechungen, etwa Bäume, Pflanzen, Gewässer, Körperteile des Menschen, Ackerbau, Wettererscheinungen etc. Stefanie Stricker (S. 500) stuft die Bedeutung der Handschrift folgendermassen ein: Sie sei neben dem *Abrogans* «eine Hauptquelle des ältesten Althochdeutsch» und gelte als «Sprachzeugnis für die angelsächsische Mission des 8. Jahrhunderts».

Auf eine Verwandtschaft zur britischen Insel weist nicht nur die Schrift, eine angelsächsische Halbunziale und Minuskel, sondern vor allem auch ein lateinisches Tierglossar auf den Seiten 139 bis 144 hin, das die im 11. Kapitel des alttestamentlichen Buchs Leviticus enthaltenen Tiernamen (reine und unreine Tiere) erklärt und bei dieser Erklärung bisweilen auf altenglische Wörter (etwa für Heuschrecke: *locusta* [lat.] *gres hoppae* [altengl.] S. 141) hinweist. Von grösserem Interesse ist auch ein auf den Seiten 149 bis 180 notiertes Frage- und Antwortspiel, vielleicht für Schüler. Die meisten Fragen, in einem nicht lupenreinen Latein geschrieben, setzen biblisches Wissen voraus, etwa auf den Seiten 149/150: *Quandos annos habebat Christus quando pabtizatus est a Iohanne in Iordanne?* Die Antwort ist unmittelbar dahinter angeben: XXX [30]. Entsprechend dürfte das Büchlein deshalb für die Hand des Lehrers bestimmt gewesen sein. [K. S.]

*St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 913 (oben: S. 186; unten: S. 141).
Pergament – 206 Seiten – 7,5–9 × 7,8–8,8 cm – Fulda? Murbach? – um 790 –
www.cesg.unifr.ch.*

natae	suuimmit	incola	uuoqul
ruor	paarehc	paluter	mos
flumen	aha	lutur	horo
pontes	pruce	homo	mach
naues	scep	himmes	nircuno mach
peanur	sce	rex	cuninc sui
pirces	fifca	regina	cunin
locuste	orepaxum	dux	herizo ho
una	uuet	ducipw	heri
semia	stiga		tohim

ueluc haebuc chara elion opu
 parr nupupa uespera loⁿqm quel
 derede bruchur simile
 locur tñ maior attacur
 igno opimachus igno
 locur ta: sret happae
 poad Corca dillur betia
 in flumi ne similur loce
 id: oolecan tñ maior: tacur
 homines manduca: migale igno.

3'478 altirische Glossen auf 240 Seiten – die irische Priscian-Grammatik

Die Stiftsbibliothek verfügt über eine kleine, aber bedeutende Sammlung irischer Handschriften. Mit vier vollständigen Codices und elf Fragmenten ist dies die grösste Sammlung frühmittelalterlicher irischer Handschriften auf dem Kontinent.

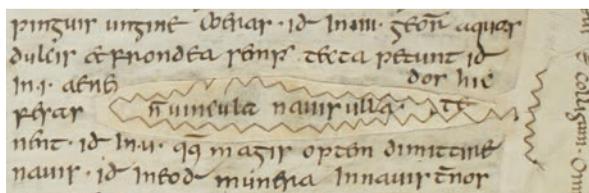
Wohl die bedeutendste unter diesen Handschriften ist Cod. Sang. 904. Dieser Codex wurde um 850 in Irland, wahrscheinlich in Nendrum oder Bangor, geschrieben. Er enthält die in lateinischer Sprache um 526 verfassten *Institutiones Grammaticae* des Priscian von Caesarea, die umfangreichste lateinische Grammatik und Grundlage des Sprachunterrichts im Mittelalter. Die Handschrift ist nicht ganz vollständig: Von den insgesamt 18 Büchern sind die ersten 16 ganz überliefert, in Buch 17 bricht der Text mitten im Satz ab; man kann daher annehmen, dass mehrere Lagen am Schluss verlorengegangen sind.

Cod. Sang. 904 ist eine unter mehreren hundert Abschriften der Priscian-Grammatik; ihre Bedeutung erhält sie durch die hohe Zahl an Glossen. Insgesamt 9'412 Glossen zwischen den Zeilen oder an den Seitenrändern kommentieren den Text. Der überwiegende Teil ist lateinisch, doch 3'478 Glossen, also ein gutes Drittel, sind in altirischer Sprache geschrieben. Aufgrund dieser altirischen Erläuterungen ist Cod. Sang. 904 die zentrale Grundlage für die Erforschung der altirischen Sprache.

Die meisten Glossen erläutern einzelne Wörter oder ganze Sätze des Priscian-Texts. Einige Randbemerkungen aber haben nichts mit der Grammatik zu tun – sie sind für den heutigen Betrachter besonders interessant, offenbaren in ihnen doch die irischen Schreiber ihre Gedanken bei der anstrengenden Schreibearbeit (zum Thema «Schreibersprüche» vgl. oben, S. 50 ff.). Auf der abgebildeten Seite steht oben am Rand: «Ein Segen für die Seele des Fergus. Amen. Ich habe kalt.» An manchen Stellen haben die Schreiber sogar kleine Gedichte am Rand notiert, so etwa auf S. 112 vier altirische Verse, welche die Vermutung nahelegen, dass der Codex in einem von Wikingern bedrohten Kloster an der irischen Küste geschrieben wurde: «Rau ist der Nachtwind, / Unruhig bewegt des Meeres weisses Haar, / Zur Nacht fürchte ich nicht die wilden Krieger von Norwegen, / Die auf der Irischen See fahren.»

Wie viele andere mittelalterliche Handschriften weist auch Cod. Sang. 904 im Pergament mitunter Risse oder Löcher auf. Diese sind auf eine besondere Weise geflickt, nämlich mit einzelnen schwarzen Pferdehaaren (S. 134, Ausschnitt):

[F.S.]



St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 904 (S. 114).
Pergament – 249 (richtig: 240) Seiten – 39 × 28,5 cm – Irland
(Nendrum oder Bangor) – um 850 – www.cesg.unifr.ch.

Der älteste Bücherkatalog des Klosters St. Gallen

Aus dem 9. Jahrhundert sind nicht viele Bücherkataloge auf uns gekommen. Deshalb gehört das Bücherverzeichnis im Codex 728 der Stiftsbibliothek St. Gallen, zusammen mit ähnlichen Katalogen aus den Klöstern Reichenau, Lorsch und Fulda, zu den wichtigsten frühmittelalterlichen Bibliothekskatalogen. Der St. Galler Katalog enthält auf 17 Seiten (S. 5–21) insgesamt 294 Eintragungen mit 426 Bucheinheiten. Es waren diejenigen Werke, die in der Hauptbibliothek aufbewahrt wurden. Nicht verzeichnet sind Bücher, die in der Schul- und in der Kirchenbibliothek lagen. Über die Datierung der Grundeintragungen dieses St. Galler Bücherkatalogs gehen die Meinungen auseinander. Hannes Steiner datierte sie auf die Zeit um 850/860, während für Walter Berschin die Liste zeitlich auf die Jahre 884/888 anzusetzen ist.

Dem Beginn des Hauptkatalogs auf S. 5 (*Breviarium librorum de coenobio Sancti Galli confessoris*) geht auf S. 4 eine Sonderliste von 30 Büchern voraus, die in irischer Schrift geschrieben waren (*Libri scottice scripti*). Den Eintragungen über Autoren, Werke und Anzahl von Büchern, von Heften oder Konvoluten sind von einer späteren Hand – es könnte sich um die Hand des berühmten Notker Balbulus († 912) handeln – kritische Bewertungen einzelner Texte sowie Notizen über den Verbleib oder den Zustand des jeweiligen Buchs hinzugefügt. Da ist etwa davon die Rede, dass sich ein Band mit Hieronymus-Werken aus der Bibliothek bei Kaiserin Richgarda befinde, dass Bedas Martyrologium für den liturgischen Gebrauch in die Sakristei (*ad sacrarium*) ausgegeben sei, dass (neben anderen Werken) auch eine Sammlung von Aussprüchen des Augustinus unnützlich (*inutile*) sei oder dass eine dem heiligen Kolumban zugeschriebene Erklärung der Psalmen fehle. Ein gewisser Ruodinus besitze das Buch, behaupte jedoch, es sei sein Eigentum (*Ruodinum vidi habere, qui dixit suum esse*).

Im Bücherkatalog finden wir verschiedene kodikologische Einheiten genannt. Die Begriffe *in codice uno* oder *in voluminibus duobus* dürften fix gebundene Bücher im heutigen Sinne bezeichnen, während der Begriff *in quaternionibus* darlegt, dass dieser Text als geheftete oder ungeheftete Lagen existierte und noch nicht zu einem Buch mit zwei miteinander verbundenen Holzdeckeln zusammengebunden war. In weiteren Eintragungen findet man die Termini *rotulus* (Buchrolle), *libellus*, *codicillus* und *scedula* (ebenfalls nicht mit Holzdeckeln gebunden).

Der Bücherkatalog ist heute mit verschiedenen nach 850 geschriebenen Rechtstexten zu einer Sammelhandschrift zusammengebunden. Enthalten sind darin große Teile der *Collectio Capitularium* des Ansegis von Fontenelle († 833), enthaltend die Kapitularien Karls des Grossen und Ludwigs des Frommen (S. 24–95). Ansegis von Fontenelle war Berater der beiden bedeutenden karolingischen Herrschergehaltnisse. Breiteren Raum nehmen auch textgeschichtlich bedeutende Abschriften der *Lex Salica* (S. 108–177) und der *Lex Ribuaria* (S. 178–220) ein. [K. S.]

St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 728 (S. 12).
Pergament – 220 Seiten – 25,2 × 15,8 cm – Kloster St. Gallen
(Bücherverzeichnis) / Ostfrankreich (Rechtstexte) – 850/890 –
www.cesg.unifr.ch

112

DE LIBRIS DIVERSORUM AUCTORUM.

Gregori tironici libri miraculorum. i. in gloria mar-
tyris iuliani lib. i. De virtutib. sancti martini episcopi libri
iii. De vitapatriu lib. i. In gesta confessoru lib. i. hoc
totu in uolumine uno.

Chronice diuersoru temporu libri vi. Et gesta fran-
coru in uolumine. i.

Itē chronica eusebi & hieronimi in uot. i. ^{in libris hieronimi} descripte.

quod in uidi
& habere qui
dixit suu esse
& hoc in uidi.

Expositio ^{colubini} sancti sup omnes psalmos uot. i.

Itē eiusdē instructio de fide & alia nōnulla in uot. i.
Libri effrem diaconi. vi. de diuersis causis uot. i.

Itē Iulianū instructionu lib. ii. Itē de caritate di & de
lectione pximi; Itē de mensib. & annis in uot. i.

Ferrandi diaconi qualis eē debeat dux religiosus
in militarib. actib. uolum. i. Itē de differentiis in uot. i.

in uale.

Caeteri in questionu in uol. i. & noui testamtu scti sodo-
Juliani episcopi pgnosticorum futuriseculi libri. ii. in uot. i.

Collectariu magnu. iiii. homeliarū seu sermonu
sctoru patrum singulas festiuitates in anno.

Collectio eadē de diuersis opusculis sctoru patrum

in uale.

Itē collectio de uerbis augustini. In uolum. i.

hieronimi & gregori seu ceteroru sctoru patrum uot. i.

Expositio iachoni ^{denaxi} in apocalipsim uot. i. u. & u.

corrupt.

Expositio primasii in apocalipsim libri. ii. Et glossa gregori
in apocalipsi spiritalis intelligentie in uolumine. i.

Ein Tropar und Sequentiar mit feinen Neumen

Im Frühmittelalter wurde die Liturgie der Messe um zwei neue Gattungen erweitert: Tropus und Sequenz. An der Entwicklung der beiden Gattungen waren zwei St. Galler Mönche entscheidend beteiligt. Tuotilo († um 913) war Dichter und Komponist von Tropen. Bei Tropen handelt es sich um Gesänge, die bereits bestehende Choräle ergänzen. Das kann in Form von rein melodischen Erweiterungen geschehen, als neue Texte zu einer im Choral textlosen Melodie (einem auf einer Silbe gesungenen Melisma) oder als vollkommen neu geschaffene Erweiterungen mit Text und Melodie. Oft leitet ein Tropus seinen Bezugsgesang ein, indem er auf das aktuelle Fest hinweist und zum Mitfeiern und Mitsingen auffordert. Ein gutes Beispiel hierfür ist Tuotilos Tropus zum Weihnachtsfest, mit dem das Tropar beginnt: *Hodie cantandus est nobis puer* – «Heute sollen wir den Sohn besingen».

Tuotilos Mitmönch und Freund Notker Balbulus (Notker der Stammler, † 912) war der wohl berühmteste Dichter von Sequenzen. Diese wurden im Mittelalter zwischen Alleluia und Evangelienlesung gesungen. Sequenzen sind syllabische Gesänge. Dank diesem Prinzip lassen sich die Töne der Melodien, die in Sequentiaren nicht über, sondern neben dem Text stehen, eindeutig den Silben zuordnen. Ein weiteres Prinzip der Sequenz zu Notkers Zeit ist der melodische Parallelbau von je zwei Versen. Auf der abgebildeten Seite mit der Sequenz zum Sonntag nach Ostern (*In octava Pasche*) ist dies gut an der Notation am Seitenrand zu erkennen: Jeweils zweimal untereinander stehen die gleichen Neumen.

Die rot geschriebenen Worte *Virgo plorans* («die weinende Jungfrau») bezeichnen den Titel der Sequenzmelodie. Manche Sequenzmelodien waren im Mittelalter so beliebt, dass sie mit mehreren Texten zu verschiedenen Festen unterlegt wurden. Über den beiden obersten Zeilen mit dem Schluss der vorangehenden Sequenz stehen wohl im 15. Jahrhundert nachgetragene Notenbuchstaben, die allerdings nicht genau dem Melodieverlauf der Neumen entsprechen (dem Wort *regum* sind drei statt nur zwei Töne zugeordnet).

Die Handschrift Cod. Sang. 380 ist eine von vier um die Mitte des 11. Jahrhunderts im Kloster St. Gallen entstandenen Sammlungen von Tropen und Sequenzen (Cod. Sang. 376, 378, 380 und 382). Nicht nur ihre Neumenschrift ist klein und sehr fein, auch die Handschrift selbst ist aussergewöhnlich klein und schmal. Das Diptychon-Format könnte vermuten lassen, dass der Buchdeckel ursprünglich mit einer Elfenbeintafel geziert war oder werden sollte; allerdings zeigt der mit Leder und grüner Seide überzogene Eichenholzdeckel keine Spuren eines Elfenbeineinbands.

Dem Tropar und Sequentiar sind ein Heiligenkalender und komputistische Tabellen vorangestellt – Letztere dienen zur Berechnung des Osterfests und sind somit für die Bestimmung der beweglichen Festtage im Kirchenjahr unerlässlich. [F. S.]

278
 S. 1. **O**bfrauctum diu reseras
 2. 2. **D**ne rex regum

INOCTAVA PASCHE

UIRGO FLORANS

A. E. V. A. **H**EC EST SCA
 Solemnitas solemnitatum

Insignita triumpho xpi

Quidemitt imperium
 ale potens diaboli

Suo nos precioso sanguine

Eius de potestate eruens

Redempti ergo gratias a
 gamus nro redemptori

Rex regum xpo cui

Angelorum ebori

luge famulantur

Ultu placido homines

lucis laudibus sedulos

Pius intueri

Glorum mortibus condolens

Ein Graduale und Sequentiar mit Widmungsbild

Die Stiftsbibliothek St. Gallen ist besonders berühmt für ihre Musikhandschriften mit Gregorianischem Choral aus dem 10. Jahrhundert; es sind dies einige der ältesten liturgischen Bücher mit Neumennotation. Diese Handschriften für Messe und Stundengebet der Mönche wurden über viele Jahrhunderte verwendet, wie Nachträge aus der Zeit bis ins 15. Jahrhundert zeigen. Es wurden aber auch neue Abschriften liturgischer Gesänge angefertigt. Diese Handschriften stehen in der Forschung im Schatten der ungleich berühmteren älteren Codices, sind aber nicht weniger schön und interessant und könnten sicher noch manche Erkenntnis über die Entwicklung der Liturgie im Kloster St. Gallen im Hoch- und Spätmittelalter liefern.

Eine der wenigen liturgischen Handschriften aus dem 12. Jahrhundert ist der ausgestellte Cod. Sang. 375, ein Graduale und Sequentiar. Eingeleitet wird der Codex durch einen Heiligenkalender, einen essentiellen Bestandteil liturgischer Bücher, war es doch angesichts der Vielzahl der Heiligenfeste im Mittelalter wichtig zu wissen, an welchem Tag welche oder welcher Heilige mit der jeweils eigenen Liturgie gefeiert wurde. Mit Graduale und Sequentiar enthält Cod. Sang. 375 die je nach Fest wechselnden Gesänge der Messe (*Introitus, Graduale, Alleluia, Offertorium, Communio*) und die im Frühmittelalter neu geschaffenen Sequenzen, zu singen zwischen Alleluia und Evangelienlesung.

Den Sequenzen fehlt in dieser Handschrift die musikalische Notation. Die Messgesänge im Gradualteil sind hingegen mit Neumen, der frühmittelalterlichen Form der Musiknotation, versehen. Vergleicht man diese mit den Neumen in St. Galler Handschriften des 10. Jahrhunderts, so findet man leichte Unterschiede in der Formgebung, die mit einer Tendenz zu eckigeren Buchstaben und der Verwendung breiterer Federn im 12. Jahrhundert einhergehen. Die Feinheiten der Neumennotation aus den ältesten Handschriften in Bezug auf die Dauer oder die Gestaltung der Töne sind aber auch hier noch bewahrt.

Auf der abgebildeten letzten Seite des Gradualteils (S. 235), die Alleluiaverse zu Festen für Jungfrauen (*De virginibus*) enthält, findet sich ein Widmungsbild. Der Mönch Luitherus (links, urkundlich nachweisbar 1135) übergibt dem hl. Gallus sein Buch. Sowohl Luitherus als auch Gallus sind durch Tonsur und Kleidung als Benediktiner dargestellt (im Fall des Gallus ein Anachronismus), Gallus ist durch den blauen Nimbus zusätzlich hervorgehoben. Die Handschrift, die Luitherus überreicht, zeigt einen mit rotem Leder überzogenen Einband mit runden Metallbeschlägen und zwei Schliessen – anders als der echte Cod. Sang. 375, bei dem allerdings heute nicht mehr die originale Bindung vorliegt. [F. S.]

236

DE VIRGINIBVS.

Alleluia **S**pecie tua & pulchri tudine tua intende pro spera procede & regna.

Alleluia **D**iffusa est gratia tua in labiis tuis pro pterea benedixit te de us in eternum.

Alleluia **A**dducen tur regi uirgines pos team proxime eius offeren tur tibi in leticia.

Alleluia **R**egregia sponsa xpic ti implora pron o bis ad dominum ihesum xpicum.

LVI THE RV

S. GALLVS



Die St. Galler Nibelungenhandschrift B

Aus der Blütezeit höfischer Dichtung, der Zeit des 12. und 13. Jahrhunderts, besitzt die Stiftsbibliothek St. Gallen nur einen einzigen Codex in mittelhochdeutscher Sprache. Dieser eine Codex aber, die St. Galler Epenhandschrift, meist nach dem bekanntesten Text «St. Galler Nibelungenhandschrift» genannt, stellt eine der umfangreichsten und wichtigsten Sammelhandschriften der mittelhochdeutschen Literatur überhaupt dar und ist wohl – zusammen mit dem karolingischen Klosterplan (Cod. Sang. 1092; vgl. S. 100–103) – der berühmteste Codex der Stiftsbibliothek. In bester Überlieferung enthält die Handschrift eine Zusammenstellung hervorragender mittelhochdeutscher Dichtungen aus den Gattungen der Heldenepik und des Artusromans sowie religiöse Erzählstoffe.

Die Handschrift ist nicht im Kloster St. Gallen geschrieben worden. Gemäss neueren Erkenntnissen dürfte sie (angesichts von schwach ausgeprägten Spracheigenarten) um 1260 im südostalemanischen oder südwestbairischen Sprachraum, am ehesten im Südtirol, entstanden sein. Die künstlerische Ausgestaltung der insgesamt 78 Initialen, die die Texte in einzelne Abschnitte gliedern, erinnert an Werke aus der Malschule von Padua. Der Buchschmuck und die Qualität der Schreiberhände legen nahe, dass der Auftraggeber in adeligen Kreisen zu suchen sein dürfte.

Die Handschrift, durchwegs zweispaltig und sehr einheitlich geschrieben von sechs oder sieben anonymen Schreibern, überliefert auf über 600 Seiten nicht nur die Fassung B des Nibelungenliedes (S. 291–416) und die daran sich anschliessende *Klage* (S. 416–451), sondern auch in bester Überlieferung die Dichtungen *Parzival* (S. 5–288; Leithandschrift D) und *Willehalm* (S. 561–691) des Wolfram von Eschenbach († um/nach 1220) sowie das Werk *Karl der Grosse* vom Stricker (S. 452–558).

Obwohl kaum eine andere Handschrift der Stiftsbibliothek so gut untersucht ist wie dieser Codex 857, ist es bisher nicht gelungen, die frühe Geschichte der Handschrift zu erforschen. Erster nachweisbarer Besitzer des Codex ist der Glarner Universalgelehrte Aegidius Tschudi (1505–1572). Von seiner Hand stammen zahlreiche Annotationen und Unterstreichungen, die als erste Versuche einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Handschrift angesehen werden können. Auf dem dem Beginn des Nibelungenliedes vorangehenden Blatt brachte er beispielsweise ein Verzeichnis der im Epos auftretenden Personen an, und sein Interesse konzentrierte sich auch sehr stark auf die in den einzelnen Dichtungen genannten geographischen Begriffe. Die sich durch ihre aussergewöhnliche Textqualität auszeichnende Handschrift blieb nach Tschudis Tod vorerst fast 200 Jahre lang im Besitz der Familie, ehe sie im Jahr 1768 mit 119 weiteren Manuskripten aus dem Besitz des Gelehrten dem Kloster St. Gallen verkauft wurde. Fürstabt Beda Angehrn (1767–1796) erwarb die auch von Zürich begehrte Tschudi'sche Handschriftensammlung zum Preis von 2'640 Gulden. [K. S.]

*St. Gallen, Stiftsbibliothek, Handschrift Nr. 857 (S. 376).
Pergament – 696 (richtig: 636) Seiten – 31,5 × 21,5 cm – Südosten
des deutschen Sprachraums (möglicherweise Südtirol) – um 1260.*

vil gemet. Rüdger der edele ian soln
 niht verdert. wesen vnser mare daz
 wir zen Hynnen chomen. im hat der
 künich Ecel ni so libes niht vernomen.
 e tal dvrech Osterreich der hore balde
 ret. den liven allenthalben wart daz
 wol gestet. daz di helde chomen von
 vromer. oder an. des küniges in
 gesinde chonde ez niht lieber gesin.
 i boren für strichen mit den mären.
 daz di Nibelunge zen Hynnen waren.
 do solt si wol enpfāhen Criemhilt
 vrowe nun. dir choment nach vil
 grozen eren di vil lieben bröder bin-
 c. riemhilt dir vrowe in ein venster
 stont. si wart nach den magen so
 noch frunde nach frunden zunt.
 von ir vater Lande sach si manigen
 man. der künich vriebs oveh dir mare
 vor liebe er lachen began.

Hv wol mich miner vreden sprach do
 Criemhilt. hi bringent mine mage vil
 manigen niwen schilt. von halperge-
 wiz sower nemen welle golt. der ge-
 denche miner leibe vnd wil im immer
 wesen holt.

Di Bvrgonden chamen in Eceln
 lant. do gevrieh ez von Berne der
 Alre Hildebrant. er sagete sinem
 herren ez was im harte leit. er bat
 in wol enpfāhen di ritter chyne vnt
 gemet.

Wolthart der snelle hiez bringen di
 march. do ret mit Dieteriche vil ma-
 nich degen storch. ba er si grūzen
 wolde zu zin an daz velt. da herens of
 gebunden vil manich herlich gezet.

Di si von Tronege Hagen verret ritzen
 sach. zu den sinen hēren gezogenlich
 er sprach. nu solt ir snelle rechen von
 den sedeln stan. vnd get im bin enge-
 gene di ouch da welleit enpfāh

Dort chvnt her ein gesinde daz ist
 mir wol bechant. ez sint vil snelle
 degene von Amelunge lant. di sūt der
 von Berne di sint vil hobgemvt. ir
 solt iz niht ver smāhen swaz man
 in dieneste getvt.

Di sünden von den rossen daz was
 niichel reht. neben Dieteriche man
 ich ritter vnd kneht. si giengen zu den
 gesten da man di helde vant. si grūz-

ten minneblichen di von Bvrgon-
 den lant.

Di si der herre Dieterich gegen
 im chomen sach. hie mūget ir gerne
 hören waz do der degen sprach.
 zu den vren chinden ir reise was
 im leit. er wānd ez wiste Rüd-
 ger daz erz in here gestet.

Sir wille chomen ir herren bvn-
 her vnd Giselher. Gernot vnde
 Hagene sam si her Volker. vnt
 Banchwart der vil snelle ist in
 daz niht bechant. Criemhilt noh
 sere weinet den helt von Nibelun-
 ge lant.

Si mach wol lange weinen sprach
 do Hagene. er lit von manigem
 iare gar ce tode erlagene. den
 künich von den Hynnen den sol
 si holden haben. Stifft chvnt
 niht widere er ist vor maniger
 zit begraben.

Di Stifdes wunden lāzen wir no
 sten. sol leben di vrowe Criemhilt
 noch mag schade ergen. so redet
 von Berne der herre Dieterich.
 trost der Nibelunge da vor be-
 hēre do dieh.

Wi sol ich mich behevtren sprach
 der. Ecel vns boten sande wes
 sol ich vagen mer daz wir zu
 zam solden ritzen her in daz lant
 oveh har vns menigv mare min
 swester Criemhilt gesant.

Ich chan in wol geraten sprach aber
 Hagene. ni birer in diu mare baz
 cesagene den herren Dieterichen
 vnt sine helde got. daz si ouch
 lāze wizen. der vrowe Criemhilt
 mvt.

Di giengen svnder sprachen di drie
 künige rich. Gvntvnd Bernot vnd
 oveh her Dieterich. nu sage vns
 von Berne vil edel ritter got. in
 diu si gewizen vmb der Chvnegin-
 ne mvt.

Di sprach der voget von Berne
 waz sol ich mere lāgen. ich hör
 alle morgen weinen vnd klagen.
 mit iamerlichen sitzen. daz
 Ecel vnp. dem richen got von
 himele des stārechen Stifdes lip.

Ez ist er vnerwendet sprach der

Materialien für die Herstellung von Handschriften

Ergänzend zur Ausstellung im Barocksaal sind im Lapidarium im Untergeschoss der Stiftsbibliothek vier Vitrinen aufgestellt, in denen wichtige Utensilien für die Pergamentbearbeitung und das Schreiben zu sehen sind (hergestellt und zur Verfügung gestellt vom Kalligraphen und Buchmaler Klaus-Peter Schäffel): Bimsstein und Kreide zur Behandlung der Pergamentoberfläche, Wachstafeln und Griffel für Notizen, Zirkel für die Einrichtung der Seite, ein Federmesser und Federn, ein Tintenhorn, Tinte und ihre Bestandteile, mineralische Pigmente für die Buchmalerei, Pflanzen, aus denen sich Farbstoffe gewinnen lassen, und fertig zubereitete Malfarben. Auch ein auf einen Rahmen gespanntes Pergament (im Eingangsbereich) sowie verschiedene Pergamentstücke lassen das Ausstellungsthema anschaulich und im wahren Wortsinn greifbar werden. Einige der Materialien und Utensilien sind hier abgebildet. Nähere Erläuterungen folgen auf die Abbildungen («Vom Schaf zum Buch – die Herstellung einer Pergamenthandschrift», S. 123–129).



Abb. 1: Malfarben: Bleiweiss, Bleigelb, Mennige, Zinnober.



Abb. 2: Malfarben: Malachit, Azurit, Flammruss, Aurum musicum (Zinnsulfid).



Abb. 3: Malfarben: Saftgrün (Kreuzdorn), «liecht rosel» (mit Rotholzfarbstoff eingefärbte Kreide), «satt rosel» (derselbe Farbstoff in Sirupform), «purpur varwe» (eine Mischung aus Azurit, Rotholzlack und Bleiweiss).



Abb. 4: Farbige Erden als Ausgangsstoffe für Pigmente: Roter Ocker, gelber Ocker, grüne Erde.



Abb. 5: Mineralien als Ausgangsstoffe für Pigmente: Malachit, Lapislazuli, Azurit.



Abb. 6: Geschliffene Halbedelsteine zum Polieren von Blattgold: Hämatit und Achate.



Abb. 7: Bindemittel für Malifarben: Gummi arabicum (hell) und Kirschgunmi (dunkel).



Abb. 8: Kreide zum Behandeln der Pergamentoberfläche (links Tintenfischschulp als Kreidelieferant, rechts Kreidebrocken).



Abb. 9: Bimsstein zum Behandeln der Pergamentoberfläche.



Abb. 10: Galläpfel, aus denen ein Gerbstoff für die Herstellung von Eisen-Gallus-Tinte gewonnen wird.



Abb. 11: Papyrusstängel, aus deren Mark Papyrus hergestellt wird.



Abb. 12: Zwei Griffel (zum Schreiben auf Wachstafeln), zwei Zirkel (zum Einrichten der Seite) und ein Federmesser (zum Zuschneiden der Feder und Abschaben fehlerhafter Schrift).



Abb. 13: Tintenhorn und Schreibfedern (von oben nach unten: Schwan, Schilfrohr, Ente, Pfau).

5

9

3

4

6

1

2

7

10

8



Vom Schaf zum Buch – die Herstellung einer Pergamenthandschrift

Viele Arbeitsschritte sind nötig, damit aus Schaffellen ein Buch entstehen kann. Einige dieser Arbeitsschritte sind auf einer Federzeichnung in einer Handschrift mit Texten des Kirchenvaters Ambrosius aus dem Kloster Michelsberg in Bamberg (Bamberg, Staatsbibliothek, Msc. Patr. 5, um 1150–1175) dargestellt.

Pergamentherstellung

Die Tierhaut wird mehrere Tage oder sogar Wochen lang in Kalklauge gebeizt, damit die Haut Kalk aufnehmen kann und sich die Haare lockern. Die gebeizte Haut wird aus dem Kalkbad («Äscher») herausgenommen und über einen Holzbock (oder «Baum») gelegt. Auf diesem Baum werden zunächst die gelockerten Haare und die größten Fleischreste entfernt. Die so behandelte Haut wird dann in nassem Zustand auf einen Rahmen gespannt. Dazu werden in gleichmässigen Abständen kleine Steine oder Holzzwickel in den Rand der Haut eingeschnürt. Das andere Ende der Schnur wird an einem Wirbel im Rahmen befestigt und straff gespannt. Auf diese Weise verhindert man, dass die Haut an den Rändern ausreissst. Auf dem Rahmen aufgespannt, trocknet das Pergament. Während des Trocknungsprozesses entstehen sehr hohe Zugkräfte, da sich die Haut eigentlich beim Trocknen zusammenziehen würde, es aber aufgrund der Spannung nicht kann. Deshalb können selbst kleine Risse, Löcher oder anderweitig beschädigte Stellen – sei es, dass die Haut ursprünglich Verletzungen aufwies, sei es, dass beim Prozess der Bearbeitung Fehlstellen entstanden – zu grösseren Löchern auseinandergezogen werden. Mit einem halbmondförmigen Schabeisen werden beide Seiten der Haut während und auch nach dem Trocknungsprozess geschabt, so dass letzte Fleisch- und Hautreste entfernt werden und ein möglichst gleichmässig starkes Roh-Pergament entsteht (Medaillon 1).

Wenn sich die gespannte Haut verzieht, kann sie befeuchtet und wieder nachgespannt werden. Das getrocknete Pergament wird aus dem Rahmen geschnitten und in Rechteckform zugeschnitten (Medaillon 2). Bevor es beschrieben werden kann, muss die Oberfläche des Rohpergaments weiter behandelt werden. Im Mittelalter übernahm diesen Arbeitsschritt meistens nicht der Pergamenthersteller, sondern der Schreiber selbst. Das Pergament wird mit Bimsstein sorgfältig geschliffen und leicht aufgeraut; manchmal wird die Oberfläche



Medaillon 1



Medaillon 2

zusätzlich mit Kreide eingerieben. Bei besonders sogfältig behandeltem Pergament ist praktisch kein Unterschied zwischen der Haar- und der Fleischseite mehr zu sehen; oft kann man aber auf der etwas dunkleren Haarseite noch Reste der Haarfollikel als kleine schwarze Punkte erkennen (sichtbar etwa bei Cod. Sang. 913, S. 141; vgl. die Abbildung auf S. 107).

Lagen

Mittelalterliche Handschriften bestehen aus Lagen von mehreren – meistens vier – gefalteten Pergamentdoppelblättern. Je nach Grösse der Handschrift kann eine Lage auf verschiedene Weisen hergestellt werden. Sollte die Handschrift sehr gross sein, so reichte eine Schafhaut nur für ein Doppelblatt, das einmal in der Mitte gefaltet wurde. Mehrere solcher einmal gefalteter Doppelblätter wurden ineinander gelegt, damit sich eine Lage ergab (Medaillon 3). Ein Beispiel für eine besonders grosse Handschrift ist die in Tours entstandene Alkuin-Bibel



Medaillon 3

(Cod. Sang. 75) mit einem Seitenformat von 55×40 cm. Das Doppelblatt hat demgemäss ein Format von 80×55 cm – die Schafe in Tours müssen recht gross gewesen sein. Bei nur einmal gefalteten Pergamentbögen spricht man vom Folioformat (oder 2° , da aus einem Bogen zwei Blätter entstehen).

Der Pergamentbogen konnte aber auch zweimal (Quartformat, 4°) oder dreimal (Oktavformat, 8°) gefaltet und dann erst aufgeschnitten werden. Beim Quartformat entstehen 4 Blätter (= 8 Seiten) aus einem Bogen, beim Oktavformat 8 Blätter (= 16 Seiten).

Die meisten mittelalterlichen Handschriften sind so aufgebaut, dass im aufgeschlagenen Buch stets abwechselnd zwei Haarseiten und zwei Fleischseiten einander gegenüber liegen. Diese Anordnung entsteht von selbst, wenn der Pergamentbogen wie oben beschrieben mehrmals gefaltet wird.

Sehr selten lässt sich nachweisen, dass die Pergamentbögen vor dem Falten beschrieben wurden – was eine sehr aufwendige Planung der Textanordnung auf dem Bogen erforderte. In der Regel wurde auf gefalteten Doppelblättern oder auf bereits aus mehreren Doppelblättern zusammengestellten Lagen geschrieben. Damit kein Durcheinander in die Lage kam, wurden die Doppelblätter einer Lage gelegentlich im Falz mit einem kleinen Pergamentstück (engl. «tacket») zusammengehalten. Wenn es diese Hilfskonstruktion gab, wurde sie in der Regel beim Binden der Lagen entfernt; nur sehr selten findet man noch ein übrig gebliebenes «tacket» in einer mittelalterlichen Handschrift.

Die Einrichtung der Seite

Ehe der Schreiber mit seiner eigentlichen Arbeit beginnen kann, muss er die Seite einrichten, d. h., er muss den Schriftspiegel festlegen und Linien ziehen, auf denen er später schreibt. Damit der Abstand zwischen allen Linien gleich gross ist, legt er Anfangs- und Endpunkte der Linien mit einem Zirkel am Seitenrand fest. Indem

mehrere aufeinandergelegte Blätter gleichzeitig durchstochen werden, ist gewährleistet, dass die Linierung auf allen Seiten gleich aussieht. Die Zirkeleinstiche werden dann miteinander verbunden. Das kann mit Tinte, einem Metallstift oder einem Griffel geschehen. Bis ins 12. Jahrhundert ist die gebräuchlichste Form die Blindlinierung, bei der die Linien mit dem Griffel lediglich ins Pergament eingedrückt werden. Linierung ist bei genauem Hinschauen in praktisch allen mittelalterlichen Handschriften zu erkennen. Die Zirkellöcher fehlen hingegen häufiger, da sie meistens ganz aussen angebracht waren und die Seitenränder beim Binden der Handschrift beschnitten wurden. Auf der Abbildung aus Cod. 855 (Umschlagseite innen) kann man sowohl die Blindlinierung als auch die Zirkeleinstiche erkennen. Im Messkanon Cod. Sang. 369 (oben S. 13) sind die Linien mit roter Tinte gezogen. Die äusseren Begrenzungslinien gehen bis zum Seitenrand. Solche Hilfslinien wurden keineswegs als störend empfunden; gedruckte Bücher wurden sogar teilweise von ihren Besitzern nachträglich liniert, so sehr gehörten die Linien zum Seitenlayout dazu.

Schreibwerkzeuge

Für das Konzept eines Textes verwendete der mittelalterliche Schreiber eine Wachstafel (vgl. oben S. 34). In der Bamberger Handschrift (Medaillon 4) ist gut zu erkennen, dass der Griffel ein spitzes und ein flaches Ende besitzt – das eine zum Schreiben, das andere zum Glattstreichen des Wachses. Der Schreiber hält den Griffel nur mit drei Fingern; der Ringfinger und der kleine Finger sind eingerollt, sie stützen das Schreibinstrument nicht. Diese unbequeme Handhaltung gab manchem mittelalterlichen Mönch Anlass zur Klage (vgl. den Schreiberspruch in Cod. Sang. 243, oben S. 52–53).

Geschrieben wurde in der Antike meist mit einer Rohrfeder, im Mittelalter hauptsächlich mit einer Vogelfeder von Gänsen oder Schwänen. Die Feder wird mit einem Federmesser zugeschnitten und in der Mitte der (leicht breiten) Spitze aufgeschlitzt. Während des Schreibens muss die Feder immer wieder nachgeschnitten werden (Medaillon 5), mehrere Dutzend Male im Laufe eines Tages. Schreiber sind daher im Mittelalter häufig mit Feder in der rechten und Federmesser in der linken Hand dargestellt (Cod. Sang. 1395, oben S. 62). Da das Messer auch zum Auskratzen fehlerhaften Textes verwendet wurde, lohnte es sich gar nicht, es beiseite zu legen.

Tinten und Tuschen für Text- und Auszeichnungsschrift
Verschiedene Tinten wurden im Mittelalter verwendet. Hier seien zwei Tinten ausführlicher vorgestellt: Eisen-Gallus-Tinte und Dorntinte.

Eisen-Gallus-Tinte besteht aus Gerbstoffen aus Galläpfeln, Eisen(II)sulfat (Eisenvitriol), Bindemittel (Gum-



Medaillon 4



Medaillon 5

mi, d.h. Harzen von Obstbäumen – Kirsche oder Pflaume) und einem Lösungsmittel ([Regen-]Wasser, Wein, Essig). Eisen-Gallus-Tinte ist tiefschwarz (sie dunkelt durch Oxidation auf der Seite nach), wasserfest und lichtecht. Allerdings kann sie den Beschreibstoff – vor allem Papier – angreifen (Tintenfrass).

Der Hauptbestandteil von Dorntinte ist die Rinde von Schlehenbüschen. Ihre Herstellung beschreibt der Benediktinermönch Theophilus Presbyter (12. Jahrhundert) ausführlich in seiner *Schedula diversarum artium*, einem Traktat über verschiedenste Techniken des Kunsthandwerks. Die Anleitung sei hier nach der Übersetzung von Albert Ilg (S. 90–92) zusammengefasst: Man erntet im Frühjahr, vor dem Austrieb von Blättern und Blüten, Dornenzweige und lässt sie zwei bis vier Wochen trocknen. Mit einem Hammer löst man die Rinde von den Zweigen. Die Rinde gibt man in ein Fass mit Wasser und lässt sie darin acht Tage stehen. Anschliessend kocht man das Wasser mit dem ausgebeizten Rindensaft mehrfach ein, bis sich eine dicke, schwarze Flüssigkeit bildet. Man versetzt diese mit Wein und kocht sie erneut auf. Man nimmt die Flüssigkeit vom Feuer und lässt sie an der Sonne stehen, damit sich die reine Tinte von der Hefe trennt. Die Tinte kann man dann in Pergamentsäckchen giessen und völlig eintrocknen lassen. Bei Bedarf löst man die getrocknete Tinte in Wein auf. Um eine dunklere Färbung zu erzielen, kann man ein kleines Stück Russ oder glühendes Eisen hinzufügen.

Dorntinte ist dunkelbraun, wasserfest und lichtecht. Sie schadet – anders als Eisen-Gallus-Tinte – dem Pergament nicht.

Mit roter bzw. orangefarbener Tusche wurden Initialen, Überschriften, Textanfänge und -enden (Incipit, Explicit), Kapitelnummerierungen und Ähnliches hervorgehoben. Meistens übernahm diese Arbeit nicht der Schreiber des Textes, sondern eine weitere Person, der sogenannte Rubrikator (von lat. *rubrum* = «rot»). Damit der Rubrikator wusste, was er schreiben sollte, notierte der Schreiber klein am Rand den gewünschten Buchstaben oder Text. Manchmal sind diese Hinweise neben einer Initiale oder Überschrift noch zu lesen, gelegentlich als Griffelglossen.

In der Regel wurde als Auszeichnungsfarbe Mennige (lat. *minium*, daher das Wort «Miniatur» für Buchmalerei) verwendet. Mennige ist ein Bleioxid, das durch starkes Erhitzen von Bleiweiss entsteht. Bleiweiss (Bleicarbonat) wiederum wurde hergestellt, indem Bleiplatten zusammen mit einer Schale Essig unter einem Misthaufen eingegraben wurden. Das Blei reagiert mit den Essigdämpfen und Kohlenstoffdioxid aus der Luft, der Misthaufen sorgt dafür, dass die Temperatur konstant bleibt. Nach einigen Wochen fällt auf den Bleiplatten das Bleiweiss als weisses Pulver aus.

In der Buchmalerei verwendete Farben

In der Buchmalerei kamen verschiedenste Farben zum Einsatz. Robert Fuchs und Doris Oltrogge haben für einige St. Galler Handschriften die unterschiedlichen Pigmente genau aufgeschlüsselt (vgl. dazu ihren Beitrag, S. 76–81). Allgemein kann man differenzieren zwischen anorganischen und organischen Pigmenten, bei den anorganischen wiederum zwischen natürlichen und synthetisch hergestellten Farbstoffen, bei den organischen zwischen pflanzlichen und tierischen.

Natürliche anorganische Pigmente sind beispielsweise Kreide, roter und gelber Ocker, Auripigment (Arsensulfid, gelb), Zinnober (Quecksilbersulfid, rot), Malachit (grün), Azurit (blau), Lapislazuli (tiefblau), Gold oder Silber.

Synthetische anorganische Pigmente sind Bleiweiss, Bleigelb (aus Bleiweiss durch weniger starkes Erhitzen hergestellt), Mennige oder Grünspan (aus Kupfer und Essig). Zinnober, das in der Natur etwa in Spanien vorkommt, kann auch durch chemische Reaktion aus Quecksilber und Schwefel hergestellt werden.

Pflanzliche Farbstoffe sind beispielsweise Indigo (blau, aus der Indigopflanze oder dem Färberwaid), Flechtenpurpur (vgl. oben S. 76), Folium (ebenfalls purpurfarben, aus Krebskraut), Safran (gelb) oder verschiedene grüne Pflanzensäfte (etwa aus Kreuzdornbeeren, Schwertlilien oder Lauch).

Die wichtigsten tierischen Pigmente sind Karmin und Purpur. Karmin wird aus den Weibchen der Kermesschildlaus gewonnen und liefert eine tief purpurrote Farbe. Für echtes Purpur werden die Farbstoffdrüsen aus Purpurschnecken entfernt. Der darin enthaltene Drüsensaft verfärbt sich unter Lichteinfluss violett. Was in mittelalterlichen Handschriften so aussieht wie Purpur – dunkelviolettfarbene Seiten, auf denen mit Gold- oder Silbertusche geschrieben ist, wie etwa im Folchart-Psalter (vgl. oben S. 72) – ist in der Regel allerdings kein Purpur aus Schnecken, sondern die pflanzliche Ersatzfarbe Flechtenpurpur.

Damit die Farbe auf dem Pergament haftet, muss dem Pigment ein Bindemittel zugesetzt werden. Als Bindemittel dienen Gummi (Gummi arabicum, Pflaumen- oder Kirschgummi), aus den Blasen von Stören oder aus Pergament gewonnener Leim oder Eikläre (die klare Flüssigkeit, die sich beim Schlagen von Eiweiss unten absetzt). Die fertigen Farben können dann mit Wasser angerührt und mit dem Pinsel oder mit der Feder aufgetragen werden.

Auch Gold und Silber können, fein gemahlen, als Pigmente für Tuschen dienen. Mit Gold- und Silbertusche sind etwa die Wörter auf den purpurfarbenen Seiten des Folchart-Psalters (Cod. Sang. 23, vgl. oben S. 76–79) geschrieben, und Gold und Silber wurde auch für die Initialen in diesem Codex verwendet. Silber hat gegenüber Gold den Nachteil, dass es an der Luft oxidiert. Dabei verfärbt sich nicht nur die silberne Schrift oder Initiale selbst schwärzlich, sondern sie schlägt auch schwarz auf die Rückseite des Pergaments durch.

Soll eine grössere Fläche, etwa der Hintergrund einer Miniatur, vergoldet werden, so ist Blattgold im Goldverbrauch wesentlich sparsamer als pulverisiertes Gold. Gold kann bis zu 1/8000 mm dünn geschlagen werden – im wahrsten Sinn des Wortes hauchdünn. Blattgold wird auf einen Haftgrund (z. B. Eikläre) aufgelegt. Der Untergrund kann auch farbig sein; damit lassen sich leicht unterschiedliche Goldtöne erzielen. Das aufgetragene Blattgold wird mit einem Eberzahn oder einem Achat poliert.

Die Bindung der Handschrift

War der vollständige Text geschrieben, mit Rubrizierungen und gegebenenfalls Miniaturen versehen, so mussten die Pergamentlagen abschliessend gebunden werden. Wenn dies nicht geschah, war die Gefahr gross, dass die losen Pergamenthefte

oder einzelne Blätter daraus verlorengingen. Allerdings gibt der älteste Bibliothekskatalog des Klosters St. Gallen Hinweise darauf, dass zumindest im 9. Jahrhundert manche Werke in Form von Heften (*in quaternionibus, libellus, scedula*; vgl. oben S. 110) aufbewahrt wurden.

Damit der Buchbinder die Pergamentlagen in der richtigen Reihenfolge anordnen konnte, brachten die Schreiber mittelalterlicher Handschriften am Beginn oder Ende einer Lage einen Hinweis auf die Reihenfolge an. Dazu nummerierten sie die Lagen durch oder versahen sie mit den Buchstaben des Alphabets. Die Lagenzählung ist häufig beim Beschneiden der Seiten nach dem Binden weggefallen, vor allem wenn sie klein und nah am Seitenrand geschrieben war. Manchmal sind aber die Lagenbuchstaben oder -nummern kunstvoll verziert, wie etwa in den Handschriften Cod. Sang. 731 (*Lex Romana Visigothorum, Lex Salica, Lex Alamannorum*) und Cod. Sang. 911 (*Abrogans*):



Lagenzählung mit zoomorphen Buchstaben in Cod. Sang. 731, S. 96 (F).



Lagenzählung mit Zahl und Buchstaben in Cod. Sang. 911, S. 50 (III C).

Der Vorgang des Bindens ist wiederum in der Bamberger Handschrift gezeigt (Medaillon 6). Dies ist die älteste Darstellung einer Heftlade. Die Bünde – bestehend aus einzelnen oder doppelten Kordeln oder gespaltenen Lederstreifen – werden in der Heftlade aufgespannt. Die Pergamentlagen werden eine nach der anderen mit Nadel und Faden auf die Bünde geheftet. Am Kopf und Fuss des Buchblocks werden die sogenannten Kapitale oder Kapitalbänder gestochen. Sie bestehen aus einem Kern aus Schnur, Leder- oder Pergamentstreifen und sind mit Heftfaden umwickelt, welcher in den Lagenmitten verankert ist. Sie können zur Zier mit einem farbigen Seidenfaden oder mit Lederriemen umstochen werden.

Die überstehenden Enden der Bünde und Kapitalbänder verbindet der Buchbinde mit den Buchdeckeln aus Holz (v. a. Eiche oder Buche), indem er sie durch Löcher in den Buchdeckeln führt und in den Löchern verpflockt. Medaillon 7 zeigt die Herstellung des Buchdeckels; der Mönch haut mit einem Beil die Kanten des zu-rechtgesägten Buchdeckels schräg zu. Die Buchdeckel werden anschliessend vollständig oder teilweise mit Leder überzogen, ebenso der Buchrücken. Das Leder kann mit Hilfe von Stempeln (oft Rollenstempeln) oder im Lederschnittverfahren (vgl. oben S. 98) verziert werden. Zum Schutz des Bucheinbands vor Abrieb wurden mitunter metallene Beschläge an den Ecken und in der Mitte des Vorder- und Hinterdeckels angebracht. Dies war vor allem bei schwereren Codices nötig, da die Handschriften nicht stehend, sondern liegend aufbewahrt wurden. Schliessen sorgten dafür, dass kein Staub in den Codex eindrang. Medaillon 8 zeigt einen Mönch bei der Herstellung eines Beschlags oder einer Schliesse auf einem Amboss.

Die fertige Handschrift ist im Bamberger Codex in zwei Medaillons dargestellt (Medaillon 9 und 10): Sie kann nun gelesen und im Unterricht eingesetzt werden.



Medaillon 6



Medaillon 7



Medaillon 8



Medaillon 9



Medaillon 10

Anhang

Literaturhinweise

Vorbemerkung: In der Stiftsbibliothek (Büro Ausleihe) ist für die Dauer der Ausstellung ein Handapparat mit Literatur zur Ausstellung aufgestellt; die Bücher können dort im Lesesaal konsultiert oder ausgeliehen werden.

Allgemeine und einführende Literatur: s. unten, S. 140 (Literatur zu den Lapidariumsvitrinen und zum Text «Vom Schaf zum Buch»).

Allgemein zu Handschriften der Stiftsbibliothek: KARL SCHMUKI, PETER OCHSENBEIN, CORNEL DORA, *Cimelia Sangallensia. Hundert Kostbarkeiten aus der Stiftsbibliothek St. Gallen*, St. Gallen 1998, 2000. – ANTON VON EUW, *Die St. Galler Buchkunst vom 8. bis zum Ende des 11. Jahrhunderts (= Monasterium Sancti Galli 3)*, 2 Bde., St. Gallen 2008. – Mittelalterliche Handschriften der Stiftsbibliothek St. Gallen können in wachsender Zahl im Rahmen des Unternehmens «Codices Electronici Sangallenses (CESG)» im Internet frei besichtigt werden und mit Hilfe der begleitenden Beschreibungen erforscht werden (Stand Oktober 2013: 478 Handschriften): www.cesg.unifr.ch.

Literatur zur VITRINE 1:

Pergamentqualitäten: Prachthandschriften – Gebrauchshandschriften

Zum Messkanon für den Augsburger Bischof (Handschrift Nr. 369): ANJA GREBE, *Messkanon des Bischofs Marquard vom Berg*, in: *Heilige und Hasen. Bücherschätze der Dürerzeit*. 10. Juli bis 12. Oktober 2008, bearbeitet von THOMAS ESER und ANJA GREBE (= Ausstellungskataloge des Germanischen Nationalmuseums), Nürnberg 2008, S. 154–155.

Zum Horaz- und Persiuskommentar (Handschrift Nr. 868): Beschreibung von KARIN MARGARETA FREDBORG für e-codices, 2011 (<http://www.e-codices.unifr.ch/de/description/csg/0868/Fredborg>).

Zu geflickten und genähten Löchern in Handschriften: CHRISTINE SCIACCA, *Stitches, Sutures, and Seams: «Embroidered» Parchment Repairs in Medieval Manuscripts*, in: *Medieval Clothing and Textiles*, Bd. 6, hrsg. von ROBIN NETHERTON und GALE R. OWEN-CROCKER, Woodbridge 2010, S. 57–92.

Zum Gebetbuch im Miniaturformat (Handschrift Nr. 503ab): *Die Handschriften der Stiftsbibliothek St. Gallen*, Bd. 2: Abt. III/2: *Codices 450–546. Liturgica, Libri precum, deutsche Gebetbücher, Spirituality, Musikhandschriften 9.–16. Jahrhundert*. Beschreibendes Verzeichnis, bearbeitet von BEAT MATTHIAS VON SCARPATETTI, Wiesbaden 2008, S. 181–186.

Literatur zur VITRINE 2:

Besondere Pergamente

Zum Pergament-Rotulus mit den *Mirabilia Romae* (Handschrift Nr. 1093): WILHELM WATTENBACH, *Das Schriftwesen im Mittelalter*, Leipzig 31896, S. 150–174. – NINE ROBIJNTJE MIEDEMA, *Die «Mirabilia Romae»*. Untersuchungen zu ihrer Überlieferung mit Edition der deutschen und niederländischen Texte, Tübingen 1996. – KARL LÖFFLER und WOLFGANG MILDE, *Einführung in die Handschriftenkunde*, neu bearb. von WOLFGANG MILDE (= Bibliothek des Buchwesens 11),

Stuttgart 1997, S. 6–8. – PAOLO VENEZIANI, Il «Mirabilia» scomparso, in: Gutenberg-Jahrbuch 75 (2000), S. 145–151. – NINE ROBIJNTJE MIEDEMA, Rompilgerführer in Spätmittelalter und früher Neuzeit. Die «Indulgentiae ecclesiarum urbis Romae» (deutsch/niederländisch). Edition und Kommentar, Tübingen 2003.

Zur Palimpsest-Handschrift Nr. 722:

Zu Palimpsesten: WILHELM WATTENBACH, Das Schriftwesen im Mittelalter, Leipzig ³1896, S. 299–317. – KARL LÖFFLER und WOLFGANG MILDE, Einführung in die Handschriftenkunde, neu bearb. von WOLFGANG MILDE (= Bibliothek des Buchwesens 11), Stuttgart 1997, S. 60–61.

Zur Erstschrift, dem Psalmenkommentar des Hilarius von Poitiers: Edition: Hilarius Pictaviensis, S. Hilarii episcopi Pictaviensis tractatus super psalmos, hrsg. von ANTON ZINGERLE (= Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum 22), Prag 1891. – Sancti Hilarii Pictaviensis episcopi tractatus super psalmos, ed. JEAN DOIGNON und ROLAND DEMEULENAERE, 3 Bde. (= Corpus Christianorum, Series Latina 61), Turnhout 1997–2009; zur St. Galler Handschrift bes. Bd. 1, S. XXXIV–XXXV und LXXII–LXXIII.

Zur Zweitschrift mit der *Lex Romana Curiensis*: Edition der *Lex Romana Curiensis* und der *Capitula Remedii episcopi Curiensis* nach dem Codex 722: ELISABETH MEYER-MARTHALER, *Lex Romana Curiensis* (= Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen, XV. Abteilung: Die Rechtsquellen des Kantons Graubünden 1), Aarau 1959. – CLAUDIO SOLIVA, Zu den Capitula des Bischofs Remedius von Chur aus dem beginnenden 9. Jahrhundert, in: Nit anders denn liebs und guets. Festschrift für Karl Siegfried Bader, hrsg. von CLAUDIETTER SCHOTT und CLAUDIO SOLIVA, Sigmaringen 1986, S. 166–172. – HUBERT MORDEK, *Bibliotheca capitularium regum Francorum manuscripta*. Überlieferung und Traditionszusammenhang der fränkischen Herrschererlasse (= Monumenta Germaniae Historica, Hilfsmittel 15), München 1995, S. 660–664.

Zum Edictus Rothari (Handschrift Nr. 730): *Leges Langobardorum*, ed. FRIEDRICH BLUHME und ALFRED BORETIUS (= Monumenta Germaniae Historica. Leges [in folio] 4), Hannover 1868, S. XII–XVI und Tafel 1. – FRANZ BEYERLE, Die Gesetze der Langobarden, Weimar 1947. – ALBAN DOLD, Zum Langobardengesetz. Neue Bruchstücke der ältesten Handschrift des Edictus Rothari, in: Deutsches Archiv für Geschichte des Mittelalters 4 (1940), S. 1–52. – ALBAN DOLD, Zur ältesten Handschrift des Edictus Rothari, Stuttgart/Köln 1955. – FLORUS VAN RHEE, Über Umfang und Aufbau des Codex Sangallensis 730 (Edictum Rothari), in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 29 (1973), S. 551–558. – ANTON VON EUW, Zur künstlerischen Ausstattung früher Leges-Handschriften Cod. 729, 730 und 731 der Stiftsbibliothek St. Gallen, in: AusBILDung des Rechts. Systematisierung und Vermittlung von Wissen in mittelalterlichen Handschriften, hrsg. von KRISTIN BÖSE und SUSANNE WITTENKIND, Frankfurt 2009, S. 63–82. – Die Handschriften der Stiftsbibliothek St. Gallen, Bd. 3: Abt. V: Codices 670–749: Kanonisches, römisches und germanisches Recht. Beschreibendes Verzeichnis, bearbeitet von PHILIPP LENZ und STEFANIA ORTELLI, Cod. Sang. 730, Wiesbaden 2014 (im Druck).

Zur Handschrift Nr. 111: GUSTAV SCHERRER, Verzeichniss der Handschriften der Stiftsbibliothek von St. Gallen, Halle 1875, S. 42 und 236–238 (Zitat S. 238). – STEFAN SONDEREGGER, St. Galler Sprichwörter, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, Bd. 2, Berlin/New York ²1980, Sp. 1053–1056. – ERNST HELLGARTH, Die deutschsprachigen Handschriften im 11. und 12. Jahrhundert. Bestand und Charakteristik im chronologischen Aufriss, in: Deutsche Handschriften 1100–1400. Oxforder Kolloquium 1985, hrsg. von VOLKER HONEMANN und NIGEL F. PALMER, Tübingen 1988, S. 35–81, bes. S. 54.

Literatur zur Vitrine 3: Weitere Beschreibstoffe

Zu Wachstafeln und dem Wachstafelbüchlein (Handschrift Nr. 1093): GUSTAV SCHERRER, Verzeichniss der Handschriften der Stiftsbibliothek von St. Gallen, Halle 1875, S. 402–403. – KARL SCHMUKI, Das Wachstafelbüchlein – das «Schulheft des mittelalterlichen Schülers», in: Das Kloster St. Gallen und seine Schulen. Katalog zur Jahresausstellung in der Stiftsbibliothek St. Gallen (1. Dezember 2008 bis 8. November 2009), St. Gallen 2009, S. 40–41. – KRISTINA KRÜGER, Schreibgriffel und Wachstafeln als Zeugnisse von Schriftlichkeit im Mittelalter, in: Text als Realie. Internationaler Kongress Krems an der Donau 3. bis 6. Oktober 2000, hrsg. von KARL BRUNNER und GERHARD JARITZ (= Veröffentlichungen des Instituts für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit 18; Österreichische Akademie der Wissenschaften, philosophisch-historische Klasse, Sitzungsberichte 704), Wien 2003, S. 229–261.

Zu Papyrus und der Isidor-Handschrift Nr. 226: KARL SCHMUKI, Eine Papyrushandschrift mit Isidors «Synonyma», in: Cimelia Sangallensia (wie Allgemeine Literatur), S. 22–23. – THERESE WEBER, Die Sprache des Papiers. Eine 2000-jährige Geschichte, Bern u. a. 2004, S. 24–26.

Zum chinesischen Druck (Handschrift Nr. 1144) und zu chinesischem Papier: KARL SCHMUKI, Barocke Handschriften-Erwerbungen der Klosterbibliothek, in: Ein Tempel der Musen. Die Klosterbibliothek von St. Gallen in der Barockzeit. Führer durch die Ausstellung in der Stiftsbibliothek St. Gallen (27. November 1995 bis 9. November 1996), S. 54–56. – URS APP, Das Sūtra von den Namen des Buddhas [Beschreibung von Cod. Sang. 1144, Typoskript], 1996. – YANG JUZHONG, The Origin of Ancient Chinese Papermaking, in: Paper as a Medium of Cultural Heritage. Archaeology and Conservation. 26th Congress [International Association of Paper Historians], Rome – Verona, August 30th – September 6th 2002, hrsg. von ROSELLA GRAZIAPLENA, Rom 2004, S. 328–335. – THERESE WEBER, Die Sprache des Papiers. Eine 2000-jährige Geschichte, Bern u. a. 2004, S. 38–42.

Zum Wappenbuch des Abtes Ulrich Rösch (Handschrift Nr. 1084) und zu Papier im Abendland: WALTHER P. LIESCHING, «Onzälig vil schilt des adels». Das Wappenbuch von Abt Ulrich Rösch in der Stiftsbibliothek St. Gallen, in: Ulrich Rösch, St. Galler Fürstabt und Landesherr. Beiträge zu seinem Wirken und zu seiner Zeit, hrsg. von WERNER VOGLER, St. Gallen 1987, S. 253–270. – KARL SCHMUKI, Das Wappenbuch des St. Galler Abtes Ulrich Rösch (1463–1491), in: Cimelia Sangallensia (wie Allgemeine Literatur), S. 168–169. – THERESE WEBER, Die Sprache des Papiers. Eine 2000-jährige Geschichte, Bern u. a. 2004, S. 52–75. – LOTHAR MÜLLER, Weiße Magie. Die Epoche des Papiers, München 2012, S. 19–28 und 44–48.

Literatur zur Vitrine 4: Schreiber in Wort und Bild

Zu Federproben allgemein: BERNHARD BISCHOFF, Elementarunterricht und Probationes Pennae in der ersten Hälfte des Mittelalters, in: DERS., Mittelalterliche Studien. Ausgewählte Aufsätze zur Schriftkunde und Literaturgeschichte 1, Stuttgart 1966, S. 74–87. – KARL SCHMUKI, *Adnexique globum zephyri ...*: Federproben, in: Mensch und Schrift im frühen Mittelalter, hrsg. von PETER ERHART und LORENZ HOLLENSTEIN, St. Gallen 2006, S. 41–47. – VON EUW, Buchkunst (wie Allgemeine Literatur), Bd. 1, S. 74–76. – ANDREAS NIEVERGELT, «St. Galler Verse», in: Althochdeutsche und altsächsische Literatur, hrsg. von ROLF BERGMANN, Berlin/Boston 2013, S. 118–124.

Zu Handschrift Nr. 86 und der Federprobenseite mit dem springenden Tier: Textausgabe: Rekognitionen in Rufins Übersetzung, hrsg. von BERNHARD REHM, 2. verbesserte Auflage von GEORG STRECKER (= Die griechischen christlichen Schriftsteller der ersten Jahrhunderte, Pseudoklementinen 2), Berlin 1994. – HERMANN FILLITZ, Der Beginn der Buchmalerei in Einsiedeln, in: Kunsthistorische Forschungen. Otto Pächt zu seinem 70. Geburtstag, hrsg. von ARTUR ROSENAUER und GEROLD WEBER, Salzburg 1972, S. 55–61. – ANTON VON EUW, Das Titelbild der Klementinen in Codex 86 der Stiftsbibliothek St. Gallen, in: Studien zur mittelalterlichen Kunst 800–1250. Festschrift für Florentine Mütherich zum 70. Geburtstag, hrsg. von KATHARINA BIERBRAUER u. a., München 1985, S. 81–86. – HARTMUT HOFFMANN, Schreibschulen des 10. und 11. Jahrhunderts im Südwesten des Deutschen Reichs, 2 Bde., Hannover 2004; Bd. 1, S. 146; Bd. 2, Abb. 70a.

Zu Schreibersprüchen: JOHANNES DUFT, Mittelalterliche Schreiber. Bilder, Anekdoten und Sprüche aus der Stiftsbibliothek St. Gallen, St. Gallen 1964, S. 19–28 und 32–35. – Bénédictins du Bouveret, Colophons des manuscrits occidentaux des origines au XVI^e siècle, 6 Bde. (= Spicilegium Friburgensis Subsidia 2–7), Fribourg 1965–1982. – KARL SCHMUKI, Schreibersprüche und Federproben, in: Vom Schreiben im Galluskloster. Handschriften aus dem Kloster St. Gallen vom 8. bis 18. Jahrhundert. Führer durch die Ausstellung in der Stiftsbibliothek St. Gallen (30. November 1993 – 5. November 1994), St. Gallen 1994, S. 59–65.

Zu Diebsverwünschungen allgemein: PETER OCHSENBEIN, Buchwidmungen, in: Vom Schreiben im Galluskloster. Handschriften aus dem Kloster St. Gallen vom 8. bis 18. Jahrhundert. Führer durch die Ausstellung in der Stiftsbibliothek St. Gallen (30. November 1993 – 5. November 1994), St. Gallen 1994, S. 21–28. – WALTER BERSCHIN, Vier karolingische Exlibris, in: DERS., Mittellateinische Studien, Heidelberg 2005, S. 169–178.

Zum Codex mit Messgesängen (Handschrift Nr. 376): VON EUW, Buchkunst (wie Allgemeine Literatur), Bd. 1, S. 534–537 (Nr. 159); Bd. 2, Abb. 821–822 und 823–825. – HANS-JAKOB GERLINGS, Der Codex 376 der Stiftsbibliothek von St. Gallen. Kodikologische Erfassung, Repertoireanalyse und paläographische Studien, Berlin 2012.

Zu den Bänden der Kleinen Hartmut-Bibel (Handschriften Nr. 19 und 46): HANNES STEINER, Buchproduktion und Bibliothekszuwachs im Kloster St. Gallen unter den Äbten Grimald und Hartmut, in: Ludwig der Deutsche und seine Zeit, hrsg. von WILFRIED HARTMANN, Darmstadt 2004, S. 161–183. – FRANZISKA SCHNOOR, Das *Psalterium iuxta Hebraeos* – ein Band der «kleinen Hartmut-Bibel», in: Im Anfang war das Wort. Die Bibel im Kloster St. Gallen. Katalog zur Jahresausstellung in der Stiftsbibliothek St. Gallen (2. Dezember 2012 bis 10. November 2013), St. Gallen 2012, S. 28–29.

Zu Schreiberbildern allgemein: JOHANNES DUFT, Mittelalterliche Schreiber. Bilder, Anekdoten und Sprüche aus der Stiftsbibliothek St. Gallen, St. Gallen 1964, S. 12–14.

Zur irischen Matthäus-Darstellung (Handschrift Nr. 1395): JOHANNES DUFT und PETER MEYER, Die irischen Miniaturen der Stiftsbibliothek St. Gallen, Olten u. a. 1953, S. 76–78 und 102–103. – KARL SCHMUKI, Das älteste Schreiberbild in der Stiftsbibliothek: Eine irische Miniatur mit Matthäus als Schreiber, in: Cimelia Sangallensia (wie Allgemeine Literatur), S. 38–39.

Zum Wolfcoz-Psalter (Handschrift Nr. 20): VON EUW, Buchkunst (wie Allgemeine Literatur), Bd. 1, S. 326–329 (Nr. 33). – ERNST TREMP, Frühe Initialkunst im Wolfcoz-Psalter, in: Im Anfang war das Wort. Die Bibel im Kloster St. Gallen. Katalog zur Jahresausstellung in der Stiftsbibliothek St. Gallen (2. Dezember 2012 bis 10. November 2013), St. Gallen 2012, S. 38–39.

Zum Hartker-Antiphonar (Handschrift Nr. 390/391): Die Handschrift St. Gallen Stiftsbibliothek 390–391: Antiphonarium Hartkeri, 2 Bde. (= Monumenta palaeographica Gregoriana 4), Münsterschwarzach 1986 [Faksimile-Edition]. – VON EUW, Buchkunst (wie Allgemeine Literatur), Bd. 1, S. 499–502 (Nr. 143). – KEES POWDEROIJEN, Wer ist Hartker? Die Entstehung des Hartkerischen Antiphonars, in: Beiträge zur Gregorianik 47 (2009), S. 67–86.

Zum Petrarca-Druck (Bandsignatur 18'235): WALTHER SCHEIDIG, Die Holzschnitte des Petrarca-Meisters zu Petrarcas Werk «Von der Artzney bayder Glück des guten und widerwärtigen» Augsburg 1532, Berlin 1955, bes. S. 38–39 und 91–93.

Literatur zur Vitrine 5:

Die Ausstattung der Handschriften durch Buchschmuck: Initialen – Miniaturen – Federzeichnungen – Bordüren

Zum Folchart-Psalter (Handschrift Nr. 23): MARTIN GERBERT, Reisen durch Alemannien, Welschland und Frankreich, Ulm/Frankfurt/Leipzig 1767, S. 75–107 (Zitat S. 84). – Der Folchart-Psalter aus der Stiftsbibliothek St. Gallen. 150 faksimilierte Initialen aus dem 9. Jahrhundert zu den Psalmtexten in der Übersetzung von Martin Luther mit einem Kommentar von PETER OCHSENBEIN und BEAT VON SCARPATETTI, Freiburg/Basel/Wien 1987. – Psalterium Folcharti «Stiftsbibliothek Sankt Gallen, Cod. 23». Farbmikrofiche-Edition. Beschreibung der buchkünstlerischen Ausstattung von CHRISTOPH EGGENBERGER (= Codices illuminati medii aevi 11), München 1989. – CHRISTOPH EGGENBERGER, Die St. Galler Buchkunst, in: Die Kultur der Abtei St. Gallen, hrsg. von WERNER VOGLER, St. Gallen 1998, S. 83–118 (Zitat S. 104). – KARL LÖFFLER und WOLFGANG MILDE, Einführung in die Handschriftenkunde, neu bearbeitet von WOLFGANG MILDE (= Bibliothek des Buchwesens 11), Stuttgart 1997, S. 126. – VON EUW, Buchkunst (wie Allgemeine Literatur), Bd. 1, bes. S. 113–117 und 394–399; Bd. 2, Abb. 323–361.

Zum Sakramentar (Handschrift Nr. 341): D. H. TURNER, Sacramentaries of Saint Gall in the tenth and eleventh centuries, in: Revue Bénédictine 81 (1971), S. 186–215. – JOHANNES DUFT, Hochfeste im Gallus-Kloster. Die Miniaturen im Sacramentarium Codex 341 (11. Jahrhundert), mit Texten aus der Stiftsbibliothek Sankt Gallen (= Kult und Kunst 1), Beuron/Konstanz 1974. – VON EUW, Buchkunst (wie Allgemeine Literatur), Bd. 1, bes. S. 273–282 (Zitat S. 273) und 547–551; Bd. 2, Abb. 875–884.

Zum Beitrag von Doris Oltrogge und Robert Fuchs («Mit Feder, Pinsel, Gold und Farben – Die Techniken der St. Galler Buchmaler»):

Zu Methoden der zerstörungsfreien Untersuchung von Buchmalerei: ROBERT FUCHS, Archäometrische Untersuchungen von Malereien, in: Praxis der Naturwissenschaften. Chemie in der Schule 5.59 (2010), S. 20–26.

Zum Flechtenpurpur und seiner Verwendung: DORIS OLTROGGE, Purpura und *coccus* – Materialität und Symbolik in Textilien und Buchmalerei des früheren Mittelalters, in: Seide im früh- und hochmittelalterlichen Frauenstift. Besitz – Bedeutung – Umnutzung, hrsg. von ANNEMARIE STAUFFER und THOMAS SCHILP (= Essener Forschungen zum Frauenstift 11), Essen 2013, S. 137–156. – EDOARDO CRISCI, CHRISTOPH EGGENBERGER, ROBERT FUCHS und DORIS OLTROGGE, Il salterio purpureo Zentralbibliothek Zürich, RP 1, in: Segno e testo 5 (2007), S. 31–98, bes. S. 82–98.

Zur Untersuchung karolingischer und ottonisch-salischer Handschriften: ROBERT FUCHS, OLIVER HAHN und DORIS OLTROGGE, Farbmittel und Maltechnik, in: Die touronische Bibel der Abtei St. Maximin vor Trier, hrsg. von REINER NOLDEN, Trier 2002, S. 239–242. – DORIS OLTROGGE und ROBERT FUCHS, Mit Infrarot und Röntgenstrahl. Ergebnisse naturwissenschaftlicher und kunsttechnologischer Untersuchungen des Egbert-Codex, in: Der Egbert-Codex, hrsg. von

GUNTER FRANZ, Luzern 2005, S. 189–217. – DORIS OLTROGGE und ROBERT FUCHS, Die Maltechnik des Codex Aureus aus Echternach. Ein Meisterwerk im Wandel (= Wissenschaftliche Beibände zum Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 27), Nürnberg 2009. – DORIS OLTROGGE und ROBERT FUCHS, Mit Gold und vielerlei Farben – Zur Maltechnik im Reichenauer Perikopenbuch, in: Das Reichenauer Perikopenbuch. Faksimile der Handschrift in Wolfenbüttel, hrsg. von THOMAS LABUSIAK, Graz 2010, S. 67–78. – DORIS OLTROGGE und ROBERT FUCHS, Material- und maltechnische Befunde zum Mainzer Apokalypsefragment, in: Das Mainzer Apokalypsefragment, hrsg. von ANNELEN OTTERMANN, Mainz 2013 (im Druck).

Zum *Edelstein* des Ulrich Boner (Handschrift Nr. 643): KLAUS GRUBMÜLLER, Meister Esopus. Untersuchungen zu Geschichte und Funktion der Fabel im Mittelalter (= Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 56), Zürich u. a. 1997, S. 297–374. – ULRIKE BODEMANN und GERD DICKE, Grundzüge einer Überlieferungs- und Textgeschichte von Boners «Edelstein», in: Deutsche Handschriften 1100–1400. Oxforder Kolloquium 1985, hrsg. von VOLKER HONEMANN und NIGEL F. PALMER, Tübingen 1988, S. 424–468. – DIETMAR PEIL, Beobachtungen zum Verhältnis von Text und Bild in der Fabelillustration des Mittelalters und der frühen Neuzeit, in: Text und Bild, Bild und Text. DFG-Symposion 1988, hrsg. von WOLFGANG HARMS (= Germanistische Symposien. Berichtsbände 11), Stuttgart 1990, S. 150–167.

Zum Alexanderroman des Johannes Hartlieb (Handschrift Nr. 625): REINHARD PAWIS, Johann Hartliebs «Alexander». Untersuchungen und kritische Textausgabe (= Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 97), München/Zürich 1991. – Katalog der deutschsprachigen illustrierten Handschriften des Mittelalters, Bd. 1, München 1991, S. 118–119. – FRANK FÜRBEETH, Johannes Hartlieb. Untersuchungen zu Leben und Werk, Tübingen 1992.

Literatur zur VITRINE 6:

Handschrifteneinbände: Der Prachteinband – der Gebrauchseinband

Zum Elfenbandeinband am Evangelium longum (Handschrift Nr. 53): MARTIN GERBERT, Reisen durch Alemannien, Welschland und Frankreich, welche in den Jahren 1759, 1760, 1761 und 1762 angestellt worden, Ulm/Frankfurt/Leipzig 1767, S. 75–107, Zitat S. 89–90. – JOHANNES DUFT und RUDOLF SCHNYDER, Die Elfenbein-Einbände der Stiftsbibliothek St. Gallen, Beuron 1984, S. 14–28 und 55–93. – VON EUW, Buchkunst (wie Allgemeine Literatur), Bd. 1, S. 154–164 und 425–431 (Nr. 108). – DAVID GANZ, Im Revier des Bären. Die Schreiftafeln Karls des Grossen und die Buchhülle Tuotilos, in: Charlemagne et les objets. Des thésaurisations carolingiennes aux constructions mémorielles, hrsg. von PHILIPPE CORDEZ (= L'atelier 5), Bern 2012, S. 87–114. – Glanz der späten Karolinger. Hatto I., Erzbischof von Mainz 891–913. Von der Reichenau in den Mäuseturm, hrsg. von WINFRIED WILHELMY (= Publikationen des Bischöflichen Dom- und Diözesanmuseums Mainz 3), Regensburg 2013, bes. S. 66–83 und 168–171.

Zum Email-Einband aus Limoges (Handschrift Nr. 216): FRAUKE STEENBOCK, Der kirchliche Prachteinband im frühen Mittelalter von den Anfängen bis zum Beginn der Gotik, Berlin 1965, S. 223–225 und Tafeln 168 und 169 (Nr. 122). – Enamels of Limoges 1100–1350. Ausstellungskatalog Metropolitan Museum of Arts New York und Musée du Louvre Paris 1995/1996, New York 1996, bes. S. 280. – OTTO MAZAL, Einbandkunde. Die Geschichte des Bucheinbandes (= Elemente des Buch- und Bibliothekswesens 16), Wiesbaden 1997, S. 47.

Zum barocken Prachteinband am Feustlin-Antiphonar (Handschrift Nr. 1795): Die Handschriften der Stiftsbibliothek St. Gallen. Beschreibendes Verzeichnis Codices 1726–1984 (14.–19. Jahrhundert), bearbeitet von BEAT MATTHIAS VON SCARPATETTI, St. Gallen 1983, S. 32–34 und 56–57.

– KARL SCHMUKI, Das Antiphonarium des Dominikus Feustlin in vier Bänden, in: *Cimelia Sangallensia* (wie Allgemeine Literatur), S. 202–203. – FRANZISKA SCHNOOR, Das Antiphonar des Dominikus Feustlin von 1757/1759, in: *Musik im Kloster St. Gallen. Katalog zur Jahresausstellung in der Stiftsbibliothek St. Gallen* (29. November 2010 bis 6. November 2011), St. Gallen 2010, S. 84–85.

Zu karolingischen Einbänden: KARL CHRIST, Karolingische Bibliothekseinbände, in: *Festschrift Georg Leyh*, Leipzig 1937, S. 82–104. – HELLMUT HELMWIG, Einführung in die Einbandkunde, Stuttgart 1970, S. 69–73. – JOHN A. SZIRMAI, Carolingian Bindings in the Abbey Library of St Gall, in: *Making the Medieval Book: Techniques of Production*, hrsg. von LINDA L. BROWN-RIGG, Anderson-Lovelace 1995, S. 157–179. – OTTO MAZAL, Einbandkunde. Die Geschichte des Bucheinbandes (= *Elemente des Buch- und Bibliothekswesens* 16), Wiesbaden 1997, S. 62–66. – J. A. SZIRMAI, *The Archaeology of Medieval Bookbinding*, Aldershot 1999, bes. S. 99–139.

Zu Kopert-Einbänden und der Handschrift Nr. 692: OTTO MAZAL, Einbandkunde. Die Geschichte des Bucheinbandes (= *Elemente des Buch- und Bibliothekswesens* 16), Wiesbaden 1997, S. 20. – AGNES BETTINA HOKYONG SCHOLLA, *Libri sine asscribus*. Zur Einbandtechnik, Form und Inhalt mitteleuropäischer Koperte des 8. bis 14. Jahrhunderts, Leiden 2002. – MAREN MAUPIEPER, *Koperte als Einband bei Gebrauchsschriftgut in Mittelalter und früher Neuzeit*, ungedruckte Magisterarbeit Eberhard-Karls-Universität Tübingen 2005. – PHILIPP LENZ, *Reichsabtei und Klosterreform. Das Kloster St. Gallen unter dem Pfleger und Abt Ulrich Rösch (1457–1491)*, Diss. Universität Freiburg i. Ü. (= *Monasterium Sancti Galli* 6; im Druck), St. Gallen 2014. – *Die Handschriften der Stiftsbibliothek St. Gallen*, Bd. 3: Abt. V: Codices 670–749: Kanonisches, römisches und germanisches Recht. Beschreibendes Verzeichnis, bearbeitet von PHILIPP LENZ und STEFANIA ORTELLI, *Cod. Sang. 692*, Wiesbaden 2014 (im Druck).

Zu Lederschnitteinbänden und der Handschrift Nr. 2107: HELLMUT HELMWIG, Einführung in die Einbandkunde, Stuttgart 1970, S. 76–81. – FRIEDRICH-ADOLF SCHMIDT-KÜNSEMÜLLER, *Corpus der gotischen Lederschnitteinbände aus dem deutschen Sprachgebiet* (= *Denkmäler der Buchkunst* 4), Stuttgart 1980. – OTTO MAZAL, Einbandkunde. Die Geschichte des Bucheinbandes (= *Elemente des Buch- und Bibliothekswesens* 16), Wiesbaden 1997, S. 76–95. – *The history of the book. The Cornelius J. Hauck Collection of the Cincinnati Museum Center*. Auktionskatalog Christie's New York 27./28.6. 2006, New York 2006, S. 141–142.

Literatur zur VITRINE 7:

Der karolingische Klosterplan von St. Gallen

JOHANNES DUFT (Hrsg.), *Studien zum St. Galler Klosterplan* (= *Mitteilungen zur Vaterländischen Geschichte* 42), St. Gallen 1962. – WALTER HORN und ERNEST BORN, *The Plan of St. Gall. A Study of the Architecture and Economy of, and Life in a Paradigmatic Carolingian Monastery*, 3 Bde., Berkeley / Los Angeles / London 1979. – KONRAD HECHT, *Der St. Galler Klosterplan*, Sigmaringen 1983. – ROBERT FUCHS und DORIS OLTROGGE, *Ergebnisse einer technologischen Untersuchung des St. Galler Klosterplans*, in: *Studien zum St. Galler Klosterplan II*, hrsg. von PETER OCHSENBEIN und KARL SCHMUKI (= *Mitteilungen zur Vaterländischen Geschichte* 52), St. Gallen 2002, S. 307–331. – WALTER BERSCHIN, *Der St. Galler Klosterplan als Literaturdenkmal*, ebd., S. 107–150. – BARBARA SCHEDL, *Der St. Galler Klosterplan – ein materialisierter Diskurs*, in: *Macht des Wortes. Benediktinisches Mönchtum im Spiegel Europas*, hrsg. von GERFRIED SITAR und MARTIN KROKER, Regensburg 2009, Bd. 1: *Essays*, S. 134–147. – DIES., *Ein Ringen um Form und Inhalt. Der St. Galler Klosterplan von St. Gallen*, in: *Die Zeit Karls des Grossen in der Schweiz*, hrsg. von MARKUS RIEK, JÜRIG GOLL und GEORGES DESCOEUDRES, Bern 2013, S. 116–125.

– Internetseite des inzwischen abgeschlossenen Forschungsprojekts der University of Virginia, der University of California, Los Angeles, und der Universität Wien über den Klosterplan: www.stgallplan.org. – Internetseite des Projekts karolingische Klosterstadt bei Messkirch: www.karolingischeklosterstadt.com.

Literatur zur Vitrine 8:

Mittelalterliche Kostbarkeiten aus der Handschriftensammlung der Stiftsbibliothek St. Gallen

Zum *Vocabularius sancti Galli* (Handschrift Nr. 913):

Ausgabe: Die althochdeutschen Glossen, hrsg. von ELIAS STEINMEYER und EDUARD SIEVERS, Bd. 3, Dublin/Zürich ²1969.

Sekundärliteratur: JOHANN CARL HEINRICH BÜCHLER, *Vocabularius St. Galli*. Auch Wörterbuch des heil. Gallus aus dem 8. Jahrhundert. Handschrift 913 der Stiftsbibliothek St. Gallen, Brilon 1869. – GEORG BAESECKE, *Der Vocabularius Sancti Galli in der angelsächsischen Mission*, Halle 1933. – ELIAS AVERY LOWE, *Codices Latini Antiquiores*, Bd. 7: Switzerland, Oxford 1956, S. 39 (Nr. 976). – HEINZ METTKE, *Zum Kasseler Cod. 4^o 24 und zur Herleitung des «Vocabularius Sancti Galli» aus Fulda*, in: *Althochdeutsch*, hrsg. von ROLF BERGMANN, HEINRICH TIEFENBACH und LOTHAR VOETZ, Bd. 1, Heidelberg 1987, S. 500–507. – HEINZ METTKE, «*Vocabularius Sancti Galli*», in: *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*, Bd. 10, Berlin/New York ²1998, Sp. 479–482. – ROLF BERGMANN u. a., *Katalog der althochdeutschen und altsächsischen Glossenhandschriften*, Bd. 2, Berlin 2005, S. 582–585 (Nr. 254). – STEFANIE STRICKER, «*Vocabularius Sancti Galli*», in: *Althochdeutsche und altsächsische Literatur*, hrsg. von ROLF BERGMANN, Berlin/Boston 2013, S. 494–500.

Zur irischen Priscian-Grammatik (Handschrift Nr. 904): RIJCKLOF HOFMAN, *The Sankt Gall Priscian Commentary* (= Studien und Texte zur Keltologie 1), Münster 1996, Bd. 1: Introduction; Book 1–5, S. 12–31. – KARL SCHMUKI, *Die irische Priscian-Grammatik – Hauptquelle zur Rekonstruktion der altirischen Sprache*, in: *Cimelia Sangallensia* (wie Allgemeine Literatur), S. 64–65.

Zum ältesten Bibliothekskatalog von St. Gallen (Handschrift Nr. 728): *Mittelalterliche Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz*, Bd. 1: Die Bistümer Konstanz und Chur, bearbeitet von PAUL LEHMANN, München 1918, S. 55–82. – JOHANNES DUFT, *Die Handschriftenkatalogisierung in der Stiftsbibliothek St. Gallen vom 9. bis zum 19. Jahrhundert*, in: *Die Handschriften der Stiftsbibliothek St. Gallen. Beschreibendes Verzeichnis Codices 1726–1984*, bearbeitet von BEAT MATTHIAS VON SCARPATETTI, St. Gallen 1983, S. 11*–18*. – WALTER BERSCHIN, *Alte und neue Handschriftenkataloge der Stiftsbibliothek St. Gallen*, in: *Freiburger Diözesan-Archiv* 106 (1986), S. 5–8. – JEAN VEZIN, «*Quaderni simul ligati*»: *Recherches sur les manuscrits et les écrits*, in: *Of the Making of Books. Medieval Manuscripts, their Scribes and Readers. Essays presented to M. B. Parkes*, hrsg. von P. R. ROBINSON und RIVKAH ZIM, Aldershot 1999, S. 64–72. – Ratpert, *St. Galler Klostergeschichten (Causus sancti Galli)*, hrsg. und übersetzt von HANNES STEINER (= *Monumenta Germaniae Historica. Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum separatim editi* 75), Hannover 2002, bes. S. 228–229.

Zum Tropar und Sequentiar (Handschrift Nr. 380): von EUW, *Buchkunst* (wie Allgemeine Literatur), Bd. 1, S. 538–539 (Nr. 161). – FRANZISKA SCHNOOR, *Neue Gattungen der liturgischen Musik im Frühmittelalter: Tropus und Sequenz*, in: *Musik im Kloster St. Gallen. Katalog zur Jahresausstellung in der Stiftsbibliothek St. Gallen* (29. November 2010 bis 6. November 2011), St. Gallen 2010, S. 29–41.

Zum Graduale und Sequentiar (Handschrift Nr. 375): KARL SCHMUKI, Der St. Galler Mönch Luit-therus überreicht sein fertiggestelltes Buch dem heiligen Gallus, in: *Cimelia Sangallensia* (wie Allgemeine Literatur), S. 140–141.

Zur St. Galler Nibelungenhandschrift (Handschrift Nr. 857):

Ausgaben: Wolfram von Eschenbach, Willehalm. Text, Übersetzung und Kommentar, hrsg. von JOACHIM HEINZLE (= Bibliothek des Mittelalters 9), Frankfurt 1991. – Wolfram von Eschenbach, Willehalm, hrsg. von WERNER SCHRÖDER, Übersetzung, Vorwort und Register von DIETER KARTSCHOKE, Berlin 2003. – Das Nibelungenlied. Mittelhochdeutscher Text und Übertragung, hrsg. von HELMUT BRACKERT, 2 Bde., Frankfurt 1993–1994. – Wolfram von Eschenbach, Parzival, auf der Grundlage der Handschrift D, hrsg. von JOACHIM BUMKE (= Altdeutsche Textbibliothek 119), Tübingen 2008. – Wolfram von Eschenbach, Parzival, aus dem Mittelhochdeutschen über- setzt von PETER KNECHT, mit Bildern von DIETER ASMUS, Stuttgart 2011. – Die Nibelungenklage. Synoptische Ausgabe aller vier Fassungen, hrsg. von JOACHIM BUMKE, Berlin/New York 1999. – Sankt Galler Nibelungenhandschrift (Cod. Sang. 857). Herausgeber: Stiftsbibliothek St. Gallen und Basler Parzival-Projekt. Digitalfaksimile von Parzival, Nibelungenlied, Klage, Karl der Grosse und Willehalm mit einer Einführung von MICHAEL STOLZ (= Codices Electronici Sangallenses 1), St. Gallen 2005. – Das Nibelungenlied und die Klage, nach der Handschrift 857 der Stiftsbibliothek St. Gallen. Mittelhochdeutscher Text, Übersetzung und Kommentar, hrsg. von JOACHIM HEINZLE (= Bibliothek deutscher Klassiker 196; Bibliothek des Mittelalters 12), Berlin 2013.

Sekundärliteratur: JOHANNES DUFT, Die Nibelungen-Handschrift in der Stiftsbibliothek St. Gal- len, in: DERS., Die Abtei St. Gallen, Bd. 1: Beiträge zur Erforschung ihrer Manuskripte, Sigmaringen 1990, S. 147–164. – PETER OCHSENBEIN, Tatsachen und Mutmassungen über den Verlust zweier geistlicher Dichtungen in der St. Galler Nibelungenhandschrift, in: *Waz sider da geschach*. Deutsch-Amerikanische Studien zum Nibelungenlied. Werk und Rezeption, hrsg. von WERNER WUNDERLICH und ULRICH MÜLLER (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik 564), Göppingen 1992, S. 55–70. – NIGEL F. PALMER, Der Codex Sangallensis 857: Zu den Fragen des Buchschmucks und der Datierung, in: *Wolfram-Studien* 12, Berlin 1992, S. 15–31. – BERND SCHIROK, Willehalm: Abbildung des Willehalm-Teils von Codex St. Gallen 857, mit einem Beitrag zu neueren For- schungen zum Sangallensis und zum Verkaufskatalog von 1767 (= *Litterae* 119), Göppingen 2000. – BERND SCHIROK, Die Handschrift B. St. Gallen, Stiftsbibliothek, Codex 857, in: JOACHIM HEINZLE, KLAUS KLEIN und UTE OBHOF (Hrsg.), *Die Nibelungen*. Sage – Epos – Mythos, Wies- baden 2003, S. 254–269 (mit umfassender Literaturübersicht). – «Uns ist in alten Mären...» Das Nibelungenlied und seine Welt, hrsg. von der Badischen Landesbibliothek und dem Badischen Landesmuseum Karlsruhe (Ausstellungskatalog 2003/04), Darmstadt 2003.

Literatur zu den LAPIDARIUMSVITRINEN und zum Text «Vom Schaf zum Buch»:

Theophilus Presbyter, *Schedula diversarum artium*, revidierter Text, Übersetzung und Appendix von ALBERT ILG, Wien 1874. – FRIDOLIN DRESSLER, *Scriptorum opus*. Schreiber-Mönche am Werk. Zum Titelbild des Bamberger Codex Patr. 5. Prof. Dr. Otto Meyer zum 65. Geburtstag am 21. September 1971, Wiesbaden 1971. – Pergament. Geschichte, Struktur, Restaurierung, Herstel- lung, hrsg. von PETER RÜCK (= Historische Hilfswissenschaften 2), Sigmaringen 1991. Darin v. a. die Beiträge von: MICHAEL L. RYDER, *The Biology and History of Parchment*, S. 25–33. – ERIKA EISENLOHR, *Die Pergamente der St. Galler Urkunden* (8.–10. Jahrhundert). Ein praktischer Versuch zur Bestimmung von Tierhäuten, S. 63–95. – MICHAEL GULLICK, *From parchmenter to scribe: some observations on the manufacture and preparation of medieval parchment based upon a review of the literary evidence*, S. 145–157. – BEAT M. VON SCARPATETTI und

KLAUS-PETER SCHÄFFEL, 33 Schreiber auf 119 Folia Pergaments. Ein schweizerischer Erfahrungsbericht zur «St. Galler Waldhandschrift» (1986/87), S. 159–167. – ROBERT FUCHS, Der Widerpenstigen Zähmung. Pergament in Geschichte und Struktur, S. 263–277. – J. VISSCHER, Looking back on a Lifetime in Parchmentmaking at William Cowley, S. 341–358. – MANFRED und EDITH WILDBRETT, Hautpergament – ein Naturprodukt von erlesener Schönheit, S. 359–363. – STEFAN JANZEN, Pergament: Herstellung, Bearbeitung und Handel in Bildern des 10. bis 18. Jahrhunderts, S. 391–414. – STEFAN JANZEN und ANGELIKA MANETZKI, Pergamentbibliographie, S. 415–476. CHRISTOPHER DE HAMEL, Medieval Craftsmen. Scribes and Illuminators, London ²1993. – KLAUS-PETER SCHÄFFEL, Kleine Schreibschule. Arbeitsblätter für die Kalligraphie, Basel 1996, bes. S. 7–11. – BERNHARD BISCHOFF, Paläographie des römischen Altertums und des abendländischen Mittelalters (= Grundlagen der Germanistik 24), Berlin ³2004, insb. Kapitel A, Handschriftenkunde, S. 21–71. – JOSEPH CAMBRAS, Handwerk Buchbinden. Schutz und Buchumschläge, Techniken und Herstellungsprozesse, Bern u. a. 2006. – MARGIT KRENN und CHRISTOPH WINTERER, Mit Pinsel und Federkiel. Geschichte der mittelalterlichen Buchmalerei, Darmstadt 2009, insb. Kapitel II: Aus Skriptorium und Werkstatt, S. 25–53. – VERA TROST, Skriptorium. Die Buchherstellung im Mittelalter, Stuttgart ²2011 (mit sehr nützlicher Auswahlbibliographie). – STEPHANIE HAUSCHILD, Skriptorium. Die mittelalterliche Buchwerkstatt, Darmstadt 2013.

Ausgestellte Handschriften

St. Gallen, Stiftsbibliothek

Cod. Sang. 14:	46–47
Cod. Sang. 19:	58–59
Cod. Sang. 20:	60, 63
Cod. Sang. 23:	54–55, 72–73, 76–79, 127
Cod. Sang. 28:	52
Cod. Sang. 46:	58–59, 78
Cod. Sang. 53:	71, 87–89
Cod. Sang. 86:	26, 46–47, 49
Cod. Sang. 105:	44, 48
Cod. Sang. 111:	28–29
Cod. Sang. 143:	50–51
Cod. Sang. 216:	90–91
Cod. Sang. 226:	36–37
Cod. Sang. 230:	16–17, 26
Cod. Sang. 243:	52–53, 125
Cod. Sang. 341:	74–75, 80–81
Cod. Sang. 369:	12–13, 14, 71, 125
Cod. Sang. 375:	114–115
Cod. Sang. 376:	56–57, 71, 112
Cod. Sang. 380:	112–113
Cod. Sang. 390:	26, 34, 54, 61, 64–65
Cod. Sang. 503ab:	18–19, 71
Cod. Sang. 579:	30
Cod. Sang. 623:	52–53
Cod. Sang. 625:	84–85
Cod. Sang. 643:	82–83
Cod. Sang. 682:	94–95
Cod. Sang. 692:	96–97
Cod. Sang. 722:	24–25, 94
Cod. Sang. 728:	60, 110–111
Cod. Sang. 730:	26–31
Cod. Sang. 830:	44–45
Cod. Sang. 854:	30–31
Cod. Sang. 857:	116–117
Cod. Sang. 868:	12, 14–15
Cod. Sang. 904:	52–53, 108–109
Cod. Sang. 913:	24, 106–107, 124
Cod. Sang. 1032:	16–17
Cod. Sang. 1084:	40–41
Cod. Sang. 1091:	34–35
Cod. Sang. 1092:	100–103
Cod. Sang. 1093:	22–23
Cod. Sang. 1144:	38–39
Cod. Sang. 1395:	60, 62, 125
Cod. Sang. 1795:	92–93

Zürich, Zentralbibliothek

Ms. C 129:	46, 48
------------	--------

Ausgestellter Druck

St. Gallen, Stiftsbibliothek

18 ³ 235:	66–69
----------------------	-------

Weitere abgebildete Handschriften

Bamberg, Staatsbibliothek

Msc. Patr. 5:	122–125, 129
---------------	--------------

St. Gallen, Stiftsbibliothek

Cod. Sang. 106:	94–95
Cod. Sang. 731:	128
Cod. Sang. 911:	106, 128
Cod. Sang. 2107:	98–99

Weitere zitierte Handschriften

Engelberg, Stiftsbibliothek

Cod. 3, 4, 16, 22, 37, 46, 47, 61, 62, 1008:	16
--	----

London, British Library

Ms. Add. 27.926:	90
------------------	----

London, Victoria and Albert Museum

Inv. 2441–1856:	90
-----------------	----

Manchester, John Rylands Library

Email No 1:	90
-------------	----

New York, Metropolitan Museum of Art

Acc. No. 17.190.798:	90
----------------------	----

St. Gallen, Stiftsarchiv

Urk. II 38, II 39, II 43:	22
---------------------------	----

St. Gallen, Stiftsbibliothek

Cod. Sang. 7:	58
Cod. Sang. 22:	56, 71
Cod. Sang. 30:	44
Cod. Sang. 39:	26
Cod. Sang. 42:	58
Cod. Sang. 50:	58
Cod. Sang. 51:	71
Cod. Sang. 52:	26
Cod. Sang. 54:	71

Cod. Sang. 56:	106	Abbildungsnachweis
Cod. Sang. 60:	86	
Cod. Sang. 68:	58	Baumann, Urs, St. Gallen: 119–121
Cod. Sang. 75:	7, 124	e-codices / Virtuelle Hand- schriftenbibliothek der Schweiz,
Cod. Sang. 146:	94	www.e-codices.unifr.ch: 48
Cod. Sang. 155:	26	Fuchs, Robert und Oltrogge, Doris,
Cod. Sang. 159:	26	Köln: 77–81
Cod. Sang. 165:	26	Staatsbibliothek Bamberg: 122–125, 129
Cod. Sang. 174:	94	
Cod. Sang. 193:	24	Alle weiteren Abbildungen:
Cod. Sang. 194:	24	Stiftsbibliothek St. Gallen /
Cod. Sang. 213:	24	Codices Electronici Sangallenses,
Cod. Sang. 248:	26	www.cesg.unifr.ch
Cod. Sang. 258:	94	
Cod. Sang. 339:	26	
Cod. Sang. 340:	71, 74	
Cod. Sang. 359:	86	
Cod. Sang. 365:	26	
Cod. Sang. 367:	26	
Cod. Sang. 378:	112	
Cod. Sang. 382:	112	
Cod. Sang. 424:	26	
Cod. Sang. 427:	26	
Cod. Sang. 435:	26	
Cod. Sang. 454:	26	
Cod. Sang. 457:	94	
Cod. Sang. 573:	26	
Cod. Sang. 671:	26	
Cod. Sang. 695:	40	
Cod. Sang. 729:	94	
Cod. Sang. 795:	26	
Cod. Sang. 872:	24	
Cod. Sang. 908:	24	
Cod. Sang. 916:	106	
Cod. Sang. 1280:	38	
Cod. Sang. 1394–1399a:	21	
Cod. Sang. 1399:	21, 28	
Cod. Sang. 1401:	84	
Cod. Sang. 1762–1764:	92	

Zürich, Zentralbibliothek

Ms. C 10i, Ms. C 68, Ms. C 184, Z XIV 1: 26

